

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 20 (1942-1943)

Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

14 JUL 1942

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern)

Heft 4

Juli 1942

Frühlingserwachen

Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrabe 19, Zürich



PESTALOZZI & CO.

MÜNSTERHOF 12 **ZÜRICH**

WERKZEUGMASCHINEN
UND WERKZEUGE FÜR
METALLBEARBEITUNG

Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Lebhafter Schiffsverkehr — Stündlich Rundfahrten
für Vereine — Gesellschaften und Schulen beson-
dere Fahrpreisermäßigung

Auskunft:

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Tel. 5 40 33

**Photo-
Peyer**

ZÜRICH, Bahnhofstr. 106

Ba.fe
Bild- und
Pass-
photos

Limmatstüßli!

billig und gut essen

Limmatquai 80 Haus Tages-Anzeiger

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XX. Jahrgang, Heft 4 — Juli 1942

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Arnold Künzli, cand. phil., Waffenplatzstr. 48, Zürich 2

VERLAG: Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstraße 19, Zürich

WEDEKIND'S

„Frühlingserwachen“

Die Aufführung von Wedekinds Kindertragödie im Zürcher Schauspielhaus hat mich etwas unbehaglich gestimmt. Ich fragte mich, ob die Wiedererweckung dieses Stücks wirklich zeitgemäß sei. Es handelt sich bei diesem Drama ja nicht um bloße Literatur, sondern um ein ausgesprochenes Tendenzstück. Mit der *Tendenz* vor allem hat man sich daher auseinanderzusetzen. Wedekinds Tendenz richtet sich in „Frühlingserwachen“ ausdrücklich gegen die menschliche Dummheit, so wie sie sich in der Zeit der „Plüsch-Kultur“ offenbarte. Diese Dummheit bekämpft er aber nicht etwa mit Weisheit, sondern hauptsächlich mit einer äquivalenten Gemeinheit, welche durch poetische Ansätze nur schlecht verhüllt wird. Das Drama wird dadurch in der Haltung so einseitig und im Niveau so niedrig, wie etwa eine Tragödie, in der nichts als Falstaffs, Calibans und Dortchen Lakenreißers figurieren würden. Es fehlt Takt, Humor und Geschmack. Daraus darf man, wie mir scheint, wohl schließen, daß der Schriftsteller aus einem Ressentiment heraus geschrieben hat, und daß Rachegefühle ihn verhindert haben, über der Sache zu stehen.

Es scheint, daß um die Jahrhundertwende ein derartiges Ressentiment weit verbreitet gewesen ist, so daß Wedekind wohl zum Teil das Sprachrohr einer gewissen Gesellschaftsschicht gewesen sein mag. Ich habe mich nun gefragt, ob wir heute immer noch in diesem Ressentiment stecken, und ob wir die menschliche Dummheit auch nur mit Gemeinheit bekämpfen können. Um das herauszufinden, habe ich mich an die studentische Jugend gewendet.

Die Antwort auf meine Frage findet sich in den zahlreichen Zuschriften, die ich erhalten habe und die, zum Teil etwas verkürzt, nachstehend abgedruckt werden. Die Meinungsäußerungen der Studenten, für die ich herzlich danke, bedürfen keines weiteren Kommentars. Die Leser des „Zürcher Studenten“ können sich daraus selbst ein Bild von der Einstellung der jungen Generation zu den „Leiden des jungen Wedekind“ machen.

In den Zuschriften sind die verschiedenartigsten Anschauungen vertreten — scharfe Kritik, jugendlicher Schwung, ernsthafte Überlegung und psychologisches Verständnis. Das Wichtigste scheint mir zu sein, daß die jungen Leute im ganzen ihre Eindrücke ehrlich und natürlich dargestellt haben, daß sie über sich selbst nachdenken und zum Leben positiv eingestellt sind. Bei der Preisverteilung habe ich mich auf diejenigen Einsendungen beschränkt, die mich *persönlich* am meisten freuen, so wie ich es von Anfang an im Sinne hatte. Ich bin dadurch allerdings in die Zwangslage gekommen, mehr Preise verteilen zu müssen, als ursprünglich vorgesehen war. Es ist mir aber durchaus recht so.

Den *ersten Preis* von Fr. 50.— erhält *Herr Jürg Fierz*, stud. phil., Feldeggstraße 80 (*er ist nicht mit mir verwandt und ich kenne ihn nicht*), weil in seiner Einsendung ein moderner Standpunkt vertreten ist, der das menschliche Leben wirklich vertiefen und bereichern kann.

Den *zweiten Preis* von Fr. 20.— erhält *Herr David Wechsler*, stud. phil., Voltastraße 35, da er mit großer Einfachheit und gesundem Menschenverstand den Schweizer Standpunkt besonders gut vertritt.

Weitere Preise von je Fr. 10.— erhalten die folgenden Einsendungen, die alle in ihrer Art originell und einsichtig sind:

Herr P. Bänziger, stud. phil., Goldauerstraße 17.

Herr Peter Huber, stud. ing. agr., Utoquai 41.

Herr Peter Leiser, stud. chem., Englischviertelstraße 10.

Fräulein Dorothee Rippmann, cand. med., Stampfenbachstraße 114.

Fräulein Leni Ruckstuhl, cand. med., Kantstraße 20.

Herr Felix Stoffel, stud. jur., Rotstraße 51.

Herr Felix Maria Wiesner, Weinbergstraße 92.

Zürich, den 27. Juni 1942.

H. E. Fierz-David, Prof.

N. B. Die Möglichkeit der Publikation sämtlicher Beiträge verdanke ich der Generosität einiger Basler und Zürcher Herren, die meiner Bitte um finanzielle Unterstützung aufs freundlichste entgegengekommen sind. Ich konstatiere mit herzlicher Dankbarkeit, daß es immer noch möglich ist, an das Interesse für kulturelle Werte zu appellieren.

„Frühlingserwachen“ —

im Urteil des Zürcher Studenten

Wirkliches und Unwirkliches, Hell und Dunkel, Lachen und Grauen wechseln in diesem Stück in tollem Wirbel. Karikatur streitet gegen Charakteristik, Märchenmotive unterbrechen wirre Phantasievorstellungen, Lebendige sprechen mit Toten, und hinter jeder Fragwürdigkeit erscheint ein neues, schweres Rätsel.

Unten im Parkett scheint das Publikum gespalten, lacht an den seltsamsten Stellen, oft lacht ein Vereinzelter, bald spendet man Beifall, bald bleibt er aus — ein Chaos von Eindrücken bleibt nach dieser Wedekind-Aufführung. Warum wohl?

Unwillkürlich ist man veranlaßt, nach dem Dichter zu fragen. Denn das Werk ruht nicht in sich selbst. Es löst nicht selbst die Probleme, die es gibt. Es hat nicht die Ausgewogenheit eines reifen Kunstprodukts. Es scheint mehr Bekenntnis zu sein, Bekenntnis eines leidenschaftlichen, mit sich selbst und seinem Dämon, dem Geschlechtlichen, kämpfenden Menschen.

Man zieht oft die Parallele zu Max Halbes „Jugend“. Wie ich glaube, mit wenig Erfolg. Denn Halbe gestaltet als Naturalist, kopiert eine Welt, beobachtet sie, objektiviert.

Wedekind aber kopiert vor allem sich selbst. Was *in* ihm brennt, und nur das, gestaltet er. Er gestaltet sein eigenes Chaos. So sehr ist er beteiligt an der Herausstellung seines Innern, so sehr befangen von Bekennerleidenschaft, daß nicht nur ein Ich an seinem Werk schreibt, sondern die ganze dunkle Welt seiner unbewußten Persönlichkeit mitzuschreiben scheint.

Auch hier kann man sagen: Nicht *er* hat die Dinge, sondern die Dinge haben *ihn*.

Die jungen Menschen in „Frühlingserwachen“ sind Bilder seiner selbst und seine unbewußten Gegenbilder. Auf der einen Seite Melchior, intellektuell und bewußt, ihm zur Seite, doch gegensätzlich gestaltet Wendla, ein befangenes, unerfahrenes Geschöpf. Ihnen gegenüber das schattenhafte Paar von Moritz und Ilse. Moritz, die Nachtseite von Melchior vielleicht, und Ilse, das Freudenmädchen, Animafigur übelster Sorte ...

Die kritischen Punkte der Handlung sind allemal bestimmt durch das Lebensproblem. „Ein Wort hätte es gekostet“ und Moritz wäre nicht in den Tod gegangen, hätte sich dem Leben anvertraut, das sich ihm in Ilse vergegenwärtigt. Doch ihn schreckt die alte Bürgermoral zurück, die Moral der engen Kragen, steifen Sitten und kleinen Lügen, repräsentiert durch die Welt der Eltern und Schulmeister.

Melchior kehrt dieser Moral den Rücken und anvertraut sich dem Leben, das ihm durch die geheimnisvolle Figur des „vermummten Herrn“ mundgerecht gemacht wird. „Du lernst mich nicht kennen“, sagt er, „ohne dich mir anzuvertrauen.“ Es bleibt nur die Wahl: zweifelnd zu leben oder wissend tot zu sein.

In dem Punkt ist das Stück modern. Leben ohne zu denken. Ja-sagen zum Unbekannten. Blindes Anvertrauen. Das kennt man heute. Letztlich ist es die Wurzel zum Unglück, das rings um uns geschieht. Doch, sind nicht einige von uns schon jenseits der toten Reflexion und des Lebens um des Lebens willen? Und beginnt sich nicht in den Gedanken der Zeit eine Lebensweise abzuzeichnen, die all das zu verwirklichen sucht, was als förderliche Möglichkeit in uns verborgen liegt?

Ich glaube nicht, daß Wedekind heute noch bedeutsam ist. Nicht als Künstler, denn er hat keinen Abstand zu sich selbst, nicht als Mensch, denn er pendelt noch zwischen Bourgeoisie und Vitalismus. Sein Werk ist tot.

Wir stehen vor neuen Aufgaben.

Jürg Fierz, phil I.

*

Zürich, im Mai 1942.

Mein lieber Martin!

Du hast mich gebeten, Dir zu schreiben, wie mir Wedekinds „Frühlingserwachen“ gefallen hat, nachdem Du so unvermutet wieder in den Militärdienst einrücken mußtest, daß aus unserem gemeinsamen Besuche leider nichts wurde. Es wäre mir lieber, Du hättest mir diese Aufgabe nicht übertragen! Indem ich Dir über dieses Frühlingserwachen schreiben sollte, erwacht in mir die Sehnsucht nach dem wirklichen Frühling, wie Du ihn jetzt in eurem Voralpental erlebst, wenn auch freilich in einer etwas derben, handfesten Umgebung. Ich stellte mir das Bild einer Aktivdienstkompanie vor, die diese Tragödie auf sich einwirken läßt! Da fühlte ich zutiefst den Gegensatz unserer Wirklichkeit zu der geistigen Atmosphäre dieses verwelkenden Frühlings, der im Erwachen schon an seiner Zerrissenheit zugrunde geht. Ich dachte mir dann, wie einer unserer jungen Soldaten das Spiel aufnehmen würde. Nein, es ist nicht wahr, daß wir Soldaten der Kunst und geistigen Problemen unzugänglich sind! Hier aber fühlte sich unser Soldat fremd, und vielleicht würde er in unserer derben Sprache die übersensible, stickige Luft zerreißen, die das ganze Spiel durchdringt. Er würde die seltsame, schwärmerische Liebeserklärung zweier Jünglinge in einem Rebberg nicht verstehen und es für vernünftiger halten, wenn sich die Jungen an den Trauben gütlich täten. Er erinnert sich, was ihm seine kleine elfjährige Schwester entgegnete, als er ihr etwas

vom Storch erzählen wollte und unser Soldat fragt sich nur: „Warum kann die Mutter ihre Tochter nicht einfach und sauber über die Zusammenhänge des Lebens aufklären?“ Beim jammervollen Anblick des innerlich zerrissenen, gescheiterten Schülers denkt er dankbar daran, daß dieser Menschentypus im Zeitalter der Rekrutenschulen, Sportbewegungen und Jugendbünde zum Glück fast ausgestorben ist. Er wünscht dem Unglücklichen nur, daß er rechtzeitig von einem vernünftigen Kameraden für die Pfadfinderbewegung gewonnen worden wäre. — Vor all den einfachen, nüchternen Fragen unseres Soldaten zerbricht die Handlung dieses Schauspiels, löst sich die übersteigerte, geistige Atmosphäre auf, die das Frühlingserwachen schafft und trägt. So freilich wandelte sich die Tragödie in ein undramatisches „Das Leben gerade und mutig anpacken, wie es sich gibt!“.

Wenn Du nun aber dieser Soldat wärest, in Zivil Student der deutschen Literatur und Sprache, so würdest Du wie ich versuchen, über diesen ersten, impulsiven Eindruck hinwegzukommen und Wedekinds Stück auf einer „höheren, objektiveren“ Ebene gerecht zu werden. Wir stellen also fest, daß das Frühlingserwachen Ausdruck einer vergangenen Epoche ist, deren ethische und weltanschauliche Haltung Wedekind übersteigert, im Kern aber sicher richtig gestaltet hat. Wir wissen, daß das Groteske, Übersteigerte, Überwirkliche dem Expressionismus eigene Elemente sind. Wir erkennen, daß Wedekind die seelische Verirrung wohl mit dem ernstesten Ziel eines warnenden Bildes gezeichnet hat. Einer ernstesten sittlichen Haltung scheint freilich das fast surrealistische Schlußbild zu widersprechen: der Selbstmord aus seelischer Zerrissenheit wird vom Toten aus dem Grabe als unnötige Farce erkannt und dem Überlebenden die Sinnenfreude, der Genuß der Welt als die positive Lösung gezeigt.

Du bist nicht recht zufrieden mit meinem Brief: einerseits gehe ich Dir zu derb und spöttisch auf das Stück los und andererseits theoretisiere ich farblos und abstrakt über literaturhistorische Begriffe, wo Du meinen lebendigen Eindruck kennen möchtest. Aber so ist es: Als kunstbeflissener, halbwegs gebildeter Mensch suche ich der Tragödie gerecht zu werden, zu der ich als junger Mann unserer Zeit keine persönliche Beziehung mehr finden kann. Wenn Du die Wirkung als Kriterium eines Schauspiels nimmst, so hat diese Kindertragödie ihre Wirkung auf mich verfehlt — dennoch möchte ich sie nicht einfach verdammen, weil das Stück keine Schuld daran trägt, daß es eine Zeit ausdrückt, die uns heute fremd geworden ist. Das ist der Vorwurf, den wir gegen diesen Frühling erheben müssen: daß er kein Frühling der Natur, sondern eines überspitzten Geistes ist. Die Menschen werden zu Nervenbündeln, deren Verirrungen uns packen sollten, aber unberührt lassen. Daraus wächst schließlich die teilweise komische Wirkung des Tragischen, die in der Gestaltung einzelner Szenen — etwa des Begräbnisses des Selbstmörders — von der Spielführung bewußt

grotesk unterstrichen wird. Aber was würde wohl Wedekind dazu sagen, wenn das Tragische grotesk, ja nur komisch wird?

Dein Kamerad David Wechsler.

*

Gehen wir von einer inhaltlichen Interpretation aus, so lassen sich verschiedene Sinnkomplexe unterscheiden:

In einer ersten Gruppe tritt die Konvention (ich verstehe darunter die Summe der in jedem einmaligen historischen Moment auf individuellem und sozialem Gebiet gegebenen Bindungen an ethische, ästhetische und weltanschauliche Werte) in aktiver Form auf, d. h. sie fordert vom Individuum Anerkennung und Unterwerfung. Die zentrale Figur ist hier Moritz. Mag er auch das Schamgefühl nur für anerzogen halten, so ist trotzdem die Konvention, verkörpert durch Schule und Elternhaus, zu stark in ihm, als daß er sich von ihr befreien könnte. Da er aber ihre Ansprüche doch nicht zu erfüllen vermag und auch keine eigenen Werte setzen kann, fehlt seinem Leben die Existenzberechtigung, er muß durch Selbstmord enden.

Das Gegenstück zu diesem ersten, von Männern getragenen Sinnzusammenhang bildet die Frauengruppe um Wendla Bergmann. Dem Wesen des Werkes entsprechend, tritt hier die Konvention passiv auf, sie ist nicht Gebot, sondern a priori gegebene Lebensform. So stirbt Wendla nicht, weil sie ein sexualethisches Gebot übertreten hatte, sie kannte ein solches ja gar nicht, da die Mutter sie nicht aufgeklärt hatte. Ihr Tod bedeutet vielmehr die Erfüllung der in ihr selbst lebendigen konventionellen Bindungen.

Die Überleitung zu einer dritten Gruppe bildet der Jurist Gabor. Für ihn ist die Konvention weder Weltordnung noch Lebensform, sondern rein formale Gegebenheit des praktischen Lebens. Daher findet er in den Handlungen seines Sohnes keine moralische Schuld, sondern er betrachtet sie als durch falsche Erziehung hervorgerufene Vergehen gegen das positive Recht. Die Korrekptionsanstalt ist hier das gegebene Hilfsmittel. — Noch einen Schritt weiter geht Frau Gabor. Sie sieht von aller Konvention ab und erzieht ihren Sohn in völliger Freiheit. Doch da diese Freiheit nur Freiheit von allen Bindungen ist, ist sie ein haltloses Gebilde, und sobald das praktische Leben Stellungnahme verlangt, muß Frau Gabor bei der formalen Rechtlichkeit ihres Gemahls Zuflucht suchen.

Die Hauptgestalt des ganzen Stückes ist Melchior Gabor. Indem er die passive Freiheit von allem, in der er erzogen wurde, aktiv als Freiheit zu allem begrüßt, muß er mit Notwendigkeit in Gegensatz zu allen Äußerungen der Konvention geraten. Ohne tiefere Bedeutung ist der Zusammenstoß mit derselben in ihrer aktiven, objektiven Form,

mit Schule und Vater. Schuld aber mußte entstehen, wenn das sich selbst bejahende Leben mit dem konventionell gebundenen Leben zusammentraf. Nur wer Werte setzt, darf Werte zerstören, und Melchior kannte nur die Freiheit zu allem, aber nicht die Freiheit zum Sollen.

Die Problematik des Stückes konzentriert sich auf die weltanschauliche Entscheidung zwischen Konvention und Leben, wobei letzteres vor allem in seiner sexuellen Äußerungsart betrachtet wird. Hier aber versagt Wedekind vollständig, und er muß versagen, denn wie könnte man die metaphysische Frage nach der Bedeutung des Lebens ohne Metaphysik lösen? Der psychologische Positivismus, mit dem Wedekind operiert, kann höchstens das empirisch Gegebene darstellen und vielleicht empirisch erklären, ein Sollen existiert für ihn nicht. Damit schreitet er nicht nur hinter die große Erkenntnis Kant's zurück, sondern er verunmöglicht sich auch jede Weltanschauung. Denn eine solche ist nie ein Sein, sondern ein Sollen.

Ganz ähnlich steht es mit der Moral. Hier gibt Wedekind sogar eine Definition, die so geistreich und nobel ist, daß sie sicher jederzeit Aufnahme in einem unserer Salons für schöne Philosophie fände. Sie lautet: „Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginärer Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen.“ Von hier aus erklärt sich auch die Unfähigkeit Wedekinds, für das Aufklärungsproblem eine Lösung zu finden. Denn eine solche kann, falls sie nicht nur eine rein biologische Erklärung, sondern auch eine moralische und damit menschliche Stellungnahme fordert, nur vom Boden einer Sexualethik aus gefunden werden, und eine solche will ja Wedekind nicht geben. — Wir begreifen, daß den Menschen Wedekinds wirklich nichts übrig bleibt als „zu lächeln und sich an der Verwesung zu erwärmen“.

Selbst krank, hat Wedekind die Krankheit seiner und noch viel mehr unserer Zeit gestaltet: den Verlust des Menschen an die Dinge. Nicht mehr der Mensch gestaltet die Dinge und Zustände, sondern diese gestalten ihn. Die verschiedenen Kulturformen sind nicht mehr Mittel, durch welche der Mensch sich ausdrückt, sondern sie sind Selbstzwecke, die vom Menschen Unterordnung verlangen. So sind auch die Menschen Wedekinds keine freien Wesen, sondern es sind Sklaven, sei es gegenüber der Konvention, sei es gegenüber dem Leben. Deshalb soll uns „Frühlingserwachen“ Warnung und Ermahnung sein: daß wir uns unser selbst wieder als freie, wertsetzende Wesen bewußt werden, und daß Menschsein nicht nur einen Sinn, sondern auch eine Pflicht und ein Sollen bedeutet.

P. Bänziger, phil. I.

*

Dieses Werk Wedekinds weist die Leitmotive der Skribenten des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf: die Kritik an der bestehenden Gesellschaft und den Geschlechtstrieb. Aus der Verflechtung von Pubertät und Gesellschaft resultiert die „Tragik“ dieser Kindertragödie.

Welches sind nun die Mittel, welche Wedekind zur Darstellung der beiden Gegebenheiten verwendet?

Melchior, in dem der Frühling scheinbar etwas früher erwacht ist als in seinen Altersgenossen, hat die ersten Wehen überstanden. Er befindet sich in jenem Stadium, da der Jüngling sich mit Stolz und Gram zugleich Atheist nennt und am eiteln Untergrund des menschlichen Handelns und Denkens verzweifelt. Sein Freund Moritz, der durch ihn erst eingeweiht, d. h. aufgeklärt werden muß, ist noch am Anfang. Das erste Frühlingssäuseln meldet sich mit Gewalt bei ihm. Er erinnert in seinem Gebahren an einen Psychopathen, so daß man sich fragen muß, ob nicht etwa seine Tragik in der erblichen Veranlagung liege. Er sehnt sich brennend, Einblick in die geheimnisvollen Gefilde zu erhalten, die doch den Inhalt des Lebens ausmachen. Woraus er, der Unwissende, diese Weisheit schöpft, ist nicht klar ersichtlich. Unter andern erscheinen auch Ernst und Hänschen, zwei weitere Schulkameraden. Sie liegen unter Weinranken und bedecken sich gegenseitig mit Küssen. Der Frühling scheint um die Jahrhundertwende seltsame Blüten getrieben zu haben.

Die Mädchen sind bei Wedekind etwas gesünder geraten. Nur einmal wird man durch sie an Sigmund Freud erinnert, nämlich dort, wo Wendla ihren Freund inbrünstig bittet, er möchte sie verprügeln. Sie *fühlen* nur, diese Mädchen, aber sie *wissen nichts*, so wenig, daß Wendla Mutter wird ohne sich klar zu werden, auf welche Art und Weise dies geschehen konnte.

Auch in der Schilderung der Gesellschaft und der Erziehung trägt Wedekind dick auf. Man denke an das Professorenkollegium, den Pastor am Grabe u. a. m. Überhaupt entbehrt das Werk in mancher Beziehung der Wirklichkeitsnähe: es muß sich wohl um eigenartige Gymnasiasten handeln, wenn diese am Grabe ihres Kameraden Moritz vom Schulaufsatz sprechen können. Befremdend wirkt auch das schwülstige Pathos, mit welchem Moritz seinem Freunde gegenübertritt. Außerdem finden sich verschiedene psychologische Widersprüche, wie des sonst so ungeschmeidigen Moritz Verhalten gegen Ilse und seine (aus der Unwissenheit geholten?) Weisheiten.

Wollte ich mein Mißfallen an diesem Stück mit wenigen Worten begründen, dann würde ich sagen: Der Schriftsteller läßt seine „Kinder“ an einer verzerrt geschilderten Gesellschaft untergehen, während sie im Grunde an sich selbst zugrunde gehen. Er legt zu viel Problematik in die natürliche Erscheinung der geschlechtlichen Reife. Wel-

cher Sechzehnjährige hat nicht die Lust verspürt, „die Pyramiden zu sehen“, und wer hat sie damals erblickt? Man hat sich auch ohne sie durchgeschlagen.

Peter Huber, stud. ing. agr.

*

Der Dichter entwirft uns ein Bild der heranwachsenden Jugend zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ihrer Eltern und Schullehrer. Unsere Generation hat diese Zeit nicht erlebt, aber ich fühle, daß wir da ein grausames, unverdientes Zerrbild sehen. Gewiß darf der Dichter übertreiben, muß es vielleicht sogar, wenn er das Interesse der Zuschauer fesseln will. Aber er zeigt uns hier eine Jugend von abstoßender Gefühlsrohheit, die durch die sexuellen Nöte der Pubertätszeit gänzlich aus der Bahn geworfen wurde, Karikaturen von Lehrern, schlechten Lehrautomaten ohne jedes menschliche Verständnis. Unter den Eltern gibt es ein paar Lichtblicke, aber auch sie versagen im entscheidenden Moment.

Die „Aufklärungsszene“ zwischen Mutter und Tochter Bergmann wirkt für uns peinlich in hohem Grade, furchtbarer, kaum erträglicher Hohn ist der Vorwurf Wendla's an die Mutter auf dem „Krankenbett“. Der Kernpunkt des Stückes aber scheint mir das Begräbnis des Moritz Stiefel zu sein. Diese Szene zerfällt in 3 Teile. Zunächst die Erwachsenen: ein Vater, der seinen Sohn verleugnet, unter allen Lehrern keiner, der ein einziges Wort des Mitgeföhls hat. Niemand steht an dem offenen Grabe, dem auch nur einen Augenblick der Gedanke an eigene Verantwortlichkeit bei dieser Selbstmordtragödie kommt. Der Sarkasmus des Schuldirektors mag manche Zuschauer zum Lachen reizen, bei den meisten aber muß er Ekel erregen. Dann die Mitschüler: In kaltschnäuziger Art reden sie kurz über das Vorgefallene und gehen sofort zu den Schulaufgaben für den nächsten Tag über. Zuletzt die beiden Mädchen: schon denkt man, jetzt wolle der Dichter zeigen, daß es doch Wesen mit menschlichem Mitgeföhls gibt. Aber nein, Ilse, die Leichtfertige, berauscht sich an den gräßlichen Einzelheiten beim Tod des unglücklichen, innerlich zerrissenen Menschen, und reißt dabei die vom Leben bereits hart geschlagene Martha, die zu dem Toten eine kleine, schwärmerische Liebe hatte, mit. Kein Lichtblick bleibt uns unter all den jungen Menschen. Doch: Wendla, und die muß sterben. Der Zynismus, mit dem der Autor durch den Mund des verummten Herrn den an sich und der Welt verzweifelnden Melchior vom Grabe weg ins reale Leben zurückführt, ist dem Zuschauer kein Weg aus all der Trostlosigkeit.

Dem allen gegenüber steht die poetische Schönheit, von der die Sprache des Dichters vielfach getragen ist.

Peter Leiser, stud. chem.

*

Ich lehne diese ganze Dichtung durchwegs ab. So etwas lassen wir uns nicht gefallen. Nicht eine einzige der gezeichneten Figuren ist echt und befriedigend. Der Dichter, dem das Bewußtwerden seiner physischen Existenz seinerzeit offenbar Wehen verursacht hat, kleidet diese Schmerzen in ein Drama, in dem er Kinder mit seinen Schwierigkeiten belastet und sie daran zugrunde gehen läßt.

Es ist das eine Zeit, wo die jungen Menschen mit Augen und Ohren besonders wachend und aufmerksam sind. Wo erahnte Zusammenhänge durch Beobachtungen in der Natur plötzlich Erklärung und Bestätigung finden. Dann wird manches junge Mädchen und der eine oder andere Junge durch die Qual der unsicheren Ahnungen zu seiner Mutter getrieben. Und schon aus reiner Liebe zu ihrem Kinde wird diese Mutter dem einen Kinde vielleicht mit zarten, verblühten Worten gleichsam das Wunder der Menschwerdung enthüllen. Dem andern eher mit sachlichem Ernst das verantwortungsschwere Wissen und die Beziehungen der Geschlechter zueinander auf die Schultern legen.

Aber so gänzlich versagen, wie die Eltern Wedekinds werden Väter und Mütter unserer Zeit nie. Das lassen wir nicht auf ihnen sitzen. Sie werden sich ihrer eigenen Jugend erinnern und daraus Verständnis für ihre Kinder schöpfen. Sie werden vielmehr vernünftig und unkompliziert mit dem Kinde reden und in ihm das beglückende Bewußtsein nähren, daß sie es stark und gefestigt genug betrachten, um eine solche Erkenntnis zu ertragen. Sie werden aber nicht den Kopf in den Sand stecken und dem Kaminfeger die Aufklärung überlassen.

Und endlich das Kind selbst.

Ich bin überzeugt, daß die weise und gütige Natur den jungen Menschen nicht ohne Waffen hat ausziehen lassen in den Kampf mit den Stürmen des Lebens. Wir alle haben ein Gewissen. Uns ist eine moralische Begabung so gut wie eine intellektuelle gegeben. Wir besitzen einen Stolz und ein kämpferisches Empfinden für unsere eigene Unverletzbarkeit. Wir spüren, daß wir uns vor den Eltern verantworten müssen. Daß wir uns nicht einfach durch einen Kurzschlußstreich aus der Affäre ziehen dürfen. Wir ahnen, daß dieser Kampf vielleicht nicht der schwersten einer ist. Und endlich wissen wir von der Existenz Gottes und daß dort die letzte Zuflucht ist und daß wir dort die beste Hilfe erhalten, wollen wir uns nur aufrichtig helfen lassen.

Alle diese Momente scheinen für Frank Wedekind nicht zu existieren.

Er läßt den Schwächling Moritz zum Revolver greifen und das ist die größte Tat, die er ihm zubilligt. Ich gebe zu, daß es ähnliche Naturen geben mag. Aber wenn sie so offenherzig und extravvertiert sind und wie Moritz überstürzend von ihren Schwierigkeiten reden können, dann werden sie bestimmt einen verstehenden Menschen finden, der ihnen in ihrer Not hilft, sei es ein Freund, ein Lehrer oder sonst jemand.

Und Moritzens Freund erst. Er ist intelligent und mit kalter Vernunft ausgestattet. Das beweist die Tatsache, daß er in geordneten Gedanken seine Erkenntnisse über die Fortpflanzung des Menschen niederschreiben kann. Und gerade er macht Wendla, die Spielgefährtin seiner Jugend, zum Opfer seiner Sinnlichkeit. Ist es wahrscheinlich, daß der kluge Junge ob seiner Körperlichkeit die ganze Urteilsfähigkeit verliert? Daß er sich durch nichts und niemand gehemmt fühlt in seinem Tun? Er, der eine freiheitliche Erziehung durch eine freundschaftlich zu ihrem Kind eingestellte Mutter genossen hat. Das ist ein Negieren aller ideellen und ethischen Komponenten der menschlichen Psyche.

Und nun zu Wendla. Ihre körperliche Entwicklung ist soweit gediehen, daß sie schwanger werden kann. Wird sie nicht spüren mit angstvoller Deutlichkeit, in welcher Situation ihr Jugendkamerad sich befindet an jenem schwülen Sommerabend auf der Heubühne? Auch ihr spricht Wedekind ein feineres Empfinden, ein tieferes Verstehen einfach ab.

Seelenlos ist die ganze Geschichte. Wedekind betrachtet die Menschen als Wesen, die rein von der Tätigkeit ihrer innersekretorischen Drüsen und von der Höhe des Hormonspiegels ihres Blutes regiert werden. Was unterscheidet uns dann letzten Endes noch vom Tier?

Auf die Szenen im Lehrerzimmer und am Grab des Selbstmörders will ich nicht eingehen. Beides sind schlechte Karikaturen. Ja nicht einmal das. Fehlerhafte verzerrte Bilder, die die Wirklichkeit nicht einmal streifen, geschweige denn zeichnen.

Summa summarum: Amoralität und Nihilismus feiern wahre Orgien in Wedekinds Dichtung. Aber nur auf der Bühne. Im täglichen Leben ist es nicht so. Und dafür sind wir dankbar.

Dorothee Rippmann, cand. med.

*

Was für ein Publikum hat wohl Wedekind vor sich gesehen, als er dieses Stück schrieb? Junge Menschen zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren, besorgte Eltern oder gar ein gestrenges Lehrerkollegium?

Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß dieses Drama einem Menschen, der eben die Entwicklung zur Reife erlebt, Klärung und Hilfe bringen könnte. Der Dichter greift aus der Fülle der Probleme ein einziges heraus, das der sexuellen Entwicklung und stellt es in den Mittelpunkt. Er tut dabei so, als ob daneben keine andern Fragen noch von Belang wären.

Die menschliche Psyche ist aber viel komplizierter. Gerade durch die Vielheit der Probleme bekommt der Lebensabschnitt zwischen sechzehn und zwanzig sein eigenes Gepräge. Wedekind geht aber mit keinem Wort ein auf die weltanschaulichen Fragen. Von deren Lösung

hängt ja schließlich die seelische Einstellung zur körperlichen Entwicklung ab.

Wedekind beobachtet zeitweise sehr gut. Ich denke eben an das vierzehnjährige Mädchen, das sich nicht von seinen kurzen Kinderkleidern trennen kann. Es ahnt, daß die kommenden Jahre nicht mehr so sorglos-unbeschwert sein werden. Und es möchte so gerne noch ein Weilchen Kind bleiben.

Es ist schade, daß der Dichter oft übertreibt und karikiert, um eine möglichst intensive Wirkung zu erzielen. Denn er erreicht damit das Gegenteil: Man kann nicht mehr mitgehen. Die Begräbnisszene z. B. wirkt geradezu grotesk. Ich glaube nicht, daß sich auch die verblendeten Eltern und Erzieher je so benehmen würden.

Vielleicht möchte sich Wedekind rächen für eine wenig verständnisvolle Behandlung, die ihm in seiner Jugend zuteil geworden ist.

Ich habe auch den Eindruck, daß er sich ungeheuer freut, die sogenannte gute Gesellschaft etwas zu schockieren. So läßt er Eltern und Lehrer in ihrem pädagogischen Bemühen erbärmlich scheitern. Aber er bleibt bei der Anklage und der Kritik stecken. Er zeigt keinen Weg, der aus der Not herausführt; weil er ihn selber noch nicht gefunden hat. Denn er gelangt nicht über die rein naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der sexuellen Entwicklung hinaus. Zugleich fehlt ihm die gütige Menschenliebe, mit der allein ein Erzieher (das möchte der Dichter doch sein) Eltern und Kindern helfen könnte.

Die Friedhofszene am Schluß bringt nur eine Scheinlösung; die maskierte Gestalt als Symbol des lockenden Lebens vermag nicht zu überzeugen. Man spürt nochmals deutlich, daß in Wedekinds materialistischer Weltanschauung der Mensch nur die Rolle eines von Trieben und Instinkten beherrschten Wesens spielt.

Leni Ruckstuhl.

*

Wedekind behauptet in „Was ich mir dabei dachte“, einem Kurzkommentar zu seinen eigenen Werken, von ihm selbst 1911 niedergeschrieben und sukzessive ergänzt, daß „Frühlingserwachen“ aus persönlichen Erlebnissen und solcher seiner Schulkameraden zusammengesetzt sei. Fast jede Szene entspreche wirklichen Vorgängen, ja sogar die als krasse Übertreibung angegriffene Begräbnisszene mit den wirklich gefallen Worten des Vaters: „Der Junge ist nicht von mir.“ Er habe sich während der Arbeit stets etwas darauf eingebildet, in keiner Szene, sei sie auch noch so ernst, den Humor zu verlieren, was aber immer noch niemand darin finden wolle. Weil es ihm widerstrebte, das Stück unter Schulkindern ohne Ausblick auf das Leben der Erwachsenen zu schließen, habe er den verummten Herrn, dem er das Stück

auch ausdrücklich widmete, eingeführt; für die Verkörperung des Todes, nämlich den aus dem Grabe gestiegenen Moritz, habe er die Philosophie Nietzsches gewählt.

Was wollte nun Wedekind? Halb sarkastisch, halb grotesk, halb naturalistisch, halb fein, halb brutal, halb wirklichkeitsnahe, halb verzerrt läßt er diese Kindertragödie vor uns erstehen und es ist auch etwas Halbes dabei herausgekommen. Das beweist vor allem die Schlußszene. Der gesunde Kern in Melchior bäumt sich auf und läßt ihn nicht in den Tod gehen. Der vermummte Herr aber ist typisch für die ganze verschwommene, völlig unklare, unbestimmte, grundsatzlose, innerlich leere Haltung Wedekinds in diesem Stück. An sich ist der Schluß, wobei wenigstens bei Melchior seine gesunde Natur obenauf schwingt, schön und erfreulich, ja tröstlich nach dem Vorangegangenen; aber die Worte des vermummten Herrn sind fade, zynisch und abgeschmackt. Während des ganzen Stückes findet man immer und immer wieder nur eine Bezeichnung: ungesund, einfach ungesund, die Atmosphäre, die Menschen, die Handlung! Wir sind doch weiß Gott auch noch jung, wir sind noch nicht verknöchert, wir sind alles eher als prüde; auch heute noch sollten wir Jungen doch diese jungen Menschen verstehen und mit ihnen fühlen können. Warum aber gehen wir nicht recht mit? Weil wir in dieser ungesunden Luft ersticken müssen. Es ist kein Frühling und kein Erwachen, was hier Wedekind schildert! Denn zum Frühling gehört nicht bloß ein Aufbrechen und Herauswachsen und Aufblühen aus der Tiefe heraus, — es gehört dazu vor allem auch eine weckende, wärmende und strahlende Sonne von oben. Wo ist auch nur ein Strahl einer solchen Sonne in diesem Wedekindschen Frühling? Wo ist auch nur ein wenig Halt und Boden, aus dem heraus diese Jugend aufwächst? Wo sagt uns denn Wedekind ehrlich, daß es eben eine Grundlage braucht, auch für die jungen Menschen, auf der sie irgendwie aufbauen müssen? In einer unkünstlerischen Einseitigkeit sieht er alles aus einem engen Gesichtswinkel des Negativen, des Unschönen, des bloß Triebhaften, ja des Schlechten. Und darum ist es unwahr! Und es ist auch kein Erwachen, kein naturgegebenes, Aufwachen der Entwicklungsjahre für die Probleme gerade auch des werdenden Lebens mit Sturm und Stille, mit Fragen und Antworten, mit Ahnen und Innewerden, mit Suchen und Finden, mit Irren und Rechthaben, mit Leidenschaft und Besinnung, mit Träne und Lächeln, mit Lüge und Wahrheit, mit Fallen und Streben. Kein Erwachen auch nicht im Sinne eines schüchternen, ahnungsvollen Beginns. Es ist ein Aufgeschreckt-, Hinausgeworfen-, Herumgezerrt-Werden, ein völlig unverstandenes Verstoßensein aller dieser jungen Menschen. Man muß vielleicht zugeben, daß es eine mögliche und insofern wahre Sturm-Episode eines jungen Menschen sein kann. Aber es fehlt das gesunde, organische und natürliche Wachsen und Erwachsen werden, es fehlt einfach „die andere Seite“ der Probleme; es ist insofern alles aus dem

Zusammenhänge gerissen und entstellt. Ein wirkliches „Frühlings Erwachen“ im Sinne eines allgemeinen, wahren Erwachens junger Menschen in ihren Trieb- und Entwicklungsjahren, in denen wir vielleicht teils nicht wissen wollen und doch erfahren müssen, teils uns von der Übermacht erdrückt und dann langsam, in Ehrfurcht vor dem Geheimnis sich beugend, zu beherrschen streben, ist es nicht!

In diesem Sinne gingen wir trotz all der äußeren Schönheiten innerlich enttäuscht und leer aus dem Theater. Ich sah Wedekinds erstes Stück, aber ich hoffe sehr, nicht sein bestes. Soviel hätte man aus den Fragen und Problemen dieser Kindertragödie machen können, so wenig nur hätte er ändern müssen — und alles wäre anders, wahrer und echter gewesen. Schade! Wedekind will oder kann in diesem Stücke nicht einmal klar fragen, geschweige denn eine Spur von einer Antwort und Lösung geben. Er schildert einseitig einen kleinen Ausschnitt und wagt nicht einmal ehrlich einzugestehen, daß er nur einen geringen Teil der Frage behandelt und leider keine Ahnung von einer Antwort weiß. Ob er nicht zum Vornherein in vermeintlichem Humor zu leichtfertig und zu scherzhaft an dieses ernste Problem ging? Wenn irgendwann ist es wohl dann ein Fehler und Vergehen, tändelnd und scherzend und leichthin zu erzählen und zu schreiben, wenn es um die natürlichsten, aber auch feinsten und schönsten Geheimnisse des Lebens, zu denen der Mensch im Frühling des Lebens erwacht, wirklich um Erwachen des Frühlings geht —, in dessen gesunde Luft hinaus man gerne trat nach diesem Theaterstück.

Felix Stoffel, iur.

*

Dieses Stück Wedekinds scheint mir ein Schulbeispiel zum Studium der hippokratischen Züge zu sein, die so vielen Stücken aus der reichen Dramenliteratur der letzten 4 bis 5 Jahrzehnte eignen.

Vorerst jedoch einmal die Frage: Wohin damit? Ist dieses Stück ein Kunstwerk, ein philosophisches Elaborat, eine Tendenz- oder Kampfschrift, eine Grotteske, eine Satire oder eine große Anklage gegen die Gesellschaft? Scherzt Wedekind oder ist er ernst, macht er sich lustig, und wenn das der Fall ist, über wen: über diese oder jene Gruppe seiner handelnden Personen oder über seine Zeit und seine Freunde oder gar über uns, die wir im Laufe dieses Stückes von einer Stimmung in die entgegengesetzte gerissen werden? Wem Wedekinds, dieses ewig-kindischen Kindskopfs Persönlichkeit, menschliche Art und sein sonstiges „œuvre“ bekannt sind, wer seine persönliche Unreife, seine Freude an allem Perversen und Obszönen, wie sie sich in anderen seiner Dramen und vor allem in seinen „Gedichten“ ausspricht, kennt, der wird jedenfalls die Möglichkeit, daß Wedekind mit

seiner Wendla sich zum Anwalt aller durch Prüderie und Dummheit der Älteren — oder, was imponanter klingt: der bürgerlichen Gesellschaft — ruinierten Opfer habe aufwerfen wollen, kategorisch ausschließen. Ein Mann wie Wedekind, der frisch-fröhlich Verse wie die folgenden schreibt:

Greife wacker nach der Sünde!
Aus der Sünde wächst Genuß.
Ach, du gleichst einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Daß man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter
Über frische Gräber hopst;
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich keiner noch gemopst.

kann als Sittenrichter, Moralist und Ankläger nicht ernst genommen werden, ebensowenig wie ein Stück, das vielleicht nur geschrieben wurde, weil der Autor so etwas wie die Heubodenszene, einen Schüler-selbstmord und ein Lehrerkapitel mit zugemauerten Fenstern auf die Bühne bringen wollte, um billige Erfolge zu erringen oder gar nur um ein wenig als Märtyrer gefeiert zu werden, weil natürlich anno 1906 kein deutscher Staat eine Aufführung eines solchen öffentlichen Ärger-nisses gestattet hätte.

Wir haben es hier mit einem Schulbeispiel von nach wenigen Jahren hoffnungslos veraltetem „kämpferischen Stück“ zu tun, wie sie innerlich ruhe- und gleichgewichtslose Hitzköpfe und Heißsporne immer wieder schreiben zu müssen glauben, weil sie auf ihresgleichen unter ihren Zeitgenossen damit nur zu oft starken Eindruck machen können, sowie es ihnen nur gelingt, die heillos verfehlten Ausgangspunkte für die dargestellte Problematik suggestiv genug zu begründen, natürlich mit genug „guter Psychologie“, wie der moderne terminus technicus dafür heißt. — Ja um Gottes willen, so fragen wir, die wir Jugend von heute kennen wie nur Jugend sich kennt, wo ist denn in diesem Stück irgend ein „fundamentales Problem“ gestellt? Ganz abgesehen davon, daß nach Überwindung eines Zwischenstadiums, in dem Wedekind gerade gelebt haben mag, heute die unbestreitbare „Emanzipation des Kindes“ wohl beendet ist und jedenfalls Homer übersetzende Gymnasiasten heute nur noch in krankhaften Fällen vielleicht „Moritze“ sein könnten und in ebenso seltenen Fällen noch Mädchen im Alter der Wendla mit deren Aufklärungsstadium anzutreffen sein würden, ganz abgesehen davon findet sich doch in diesem „kämpferischen

Stück“ auch nicht die leiseste Andeutung von irgend einer tieferen menschlichen Schau. Ein Schema von Mutter versagt und ein Begriffsgespenst von Mädchen vielleicht auch, denn ein Mädchen mit wirklich gesunden Instinkten hat ein seine Unberührtheit schützendes Ahnen und Gefühl selbst noch an Gewitterabenden auf einem Heuboden, auch wenn sein Wissen der plötzlich entstandenen Lage ganz und gar nicht entspricht. Aber wie schrecklich unerquicklich ist es doch, solche Dinge auf die Bühne zu bringen! Und wozu das alles? Was soll nun erreicht werden?

„Frühlingserwachen“ ist ein unseriöses Machwerk eines „dunklen Ehrenmannes“ und als „kämpferisches Stück“ aufgefaßt bestenfalls ein Schlag ins Wasser, viel Lärm um nichts; wenn es heute noch aufgeführt wird, so jedenfalls nicht seiner brennenden Aktualität oder seiner ernsten Haltung wegen. Es hätte überhaupt nie aufgeführt zu werden brauchen. Die neue Epoche, die wohl mit dem Weltkriege unserer Tage anbricht, wird es nicht mehr erleben.

Felix Maria Wiesner, cand. phil. I.

*

Es ist seltsam, wie unfertig der Mensch zur Welt kommt: jeden Gedanken, jedes Gefühl und jedes bißchen Glauben muß er sich erst erwerben. Unzählige haben schon vor ihm gedacht, gefühlt und geglaubt; aber er muß wieder ganz von vorn anfangen, er muß tun, wie wenn niemand je etwas Gutes oder Gültiges gedacht hätte — ja, es wird ihm vorkommen, ausgerechnet das Gute und das Gültige sei in dieser Welt von jeher geächtet und verhöhnt, verfolgt, verspottet, geknebelt. Er wird sich mit dem auseinandersetzen, was die Erwachsenen, die breit und sicher im Leben sitzen, „Banalitäten“ nennen: mit der Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Sinn seiner Arbeit, mit der Frage, wer Gott denn sei, woher die Kinder kommen und was die Liebe sei. Die Erwachsenen wissen das alles so gut — so gut, daß es sie ganz einfach rasend macht, wenn man sie danach fragt. Und der Junge, der den Tauwind sausen hört und den Körper reckt, daß es ihm in allen Knochen kracht, weil er irgendwo den blauen Frühling schnuppert — der Junge fragt auch gar nicht. Er sucht sich seine Wahrheit selbst, er ist wieder der allererste Mensch, der das allererste Körnchen Wahrheit sucht. Aber nicht am hellichten Tag, wo ihm alle Augenblicke jemand drohend entgegentritt — ihm zuerst versichert, daß es gar nichts zu suchen gebe, daß die Menschheit die Antwort auf all diese Fragen schon längst gefunden habe — und ihn zuletzt voll Zorn und Haß verflucht, weil er die Welt unsicher macht, die so sicher war, weil er hinter alles, was viele Generationen aufgebaut haben, halt wieder sein ganz kleines, ganz eigenes, ganz radikales Fragezeichen setzt... Der Junge wird also die Wahr-

heit suchen wie ein Dieb in der Nacht: auf Irr- und Schleichwegen, sich duckend und wieder aufspringend, versteckt, mühselig verknorzt in seiner Anstrengung, verschämt und trotzig, und ein klein wenig verfemt — denn er tut der Gesellschaft diesen Tort an: zu suchen, was schon längst gefunden ist . . .

Der Junge, von dem wir sprechen, ist der Melchior aus „Frühlings Erwachen“ von Wedekind; aber auch der Moritz; und wie gesagt: jeder Junge. Als ich im Theater saß, sah ich in der Reihe vor mir einen Jungen und ein Mädchen sitzen — so zwischen 16 und 20 —, denen merkte man es gleich an, daß ihnen das aus dem Herzen gesprochen war, was der Melchior und der Moritz und die Wendla und alle andern dort auf der Bühne sagten. Die Beiden fanden das gar nicht „veraltet“, sondern sie saßen mäuschenstill, und in den Pausen wischte das Mädchen sich verstohlen die Tränen ab, während der Junge sie noch verstohlener schluckte, und sie rückten einander näher und haben sich wahrscheinlich an jenem Abend recht eigentlich aus Traurigkeit ineinander verliebt . . . Als Melchiors Vater sagte, „man müsse Melchior mit Hilfe einer ehernen Disziplin beibringen, das Gute zu wollen“, da hörten sie offenbar ihre eigenen Väter reden. Und als Moritz gestand, wie er sich schäme, noch nie ein Mädchen „gehabt“ zu haben, da war der Junge vor mir glücklich, einen Leidensgefährten gefunden zu haben. Während der Tragikomödie aber, wo Wendla von ihrer Mutter erfahren sollte wie man Kinder bekommt — na, ich selber habe da nur an einen kleinen Knaben von heutzutage und mit „sehr modernen“ Eltern gedacht, der mir geringschätzig, aber doch aus irgendeinem Grunde schamrot, erzählte: „Tu sais, les femmes — moi je n'aime pas ça, alors. Tu sais, on se met dans le lit et puis on se chatouille; c'est bête — papa me l'a dit.“

Ja, so viel Verworrenheit steckt in den jungen Leuten: das Banalste ist ihnen ein Problem! Und so viel Vergeßlichkeit steckt in den Erwachsenen: sie sind ganz entsetzt, wenn „das Kind plötzlich so problematisch ist“, oder tut, oder denkt, oder fragt. Alles ging so glatt — man hat sie genährt und gekleidet und ausgebildet, so gut man es vermochte — und nun tritt plötzlich dies Unbegreifliche ein: sie schlagen alles in den Wind, was man sie gelehrt hat. Sie schnuppern in der Luft und fühlen den Frühling kommen, und sie wissen plötzlich nicht mehr: „Wofür das alles?“ Wofür die vielen Schulaufgaben, wofür die tausend Lehren und Regeln, wofür so gescheit und tüchtig werden, „seinen Mann stellen“ und ein nützliches Glied der Gemeinschaft werden, wofür soviel Moral? Wo es doch ganz andere Dinge gibt, die viel, unendlich viel wichtiger sind: der Garten im Mondschein, das Märchen von der verwunschenen Königin, und der Tauwind, der von den Bergen herabweht. Und stundenlang unter der jungen Birke liegen und in den leeren Himmel starren. Ja, sie sind sehr verworren, die jungen Menschen. Sie wollen alles wieder von vorn anfangen, sie wollen etwas

schrecklich Indiskretes: „leben“ (wo man doch längst schon, schamhaft und würdevoll zugleich, übereingekommen war, daß man von jetzt an reichlich zufrieden sein wolle damit, zu „existieren“). Wie unbequem, diese Jugend!
Dr. Kurt Suger (hors concours).

*

Zürich, 25. April 1942.

Liebe Else!

Im Schauspielhaus konnte ich erfahren, daß Wedekinds „Frühlingserwachen“ die nächste Premiere sein wird. Ich habe das Stück eben gelesen. Es ist das erste von Wedekind. Er wirkte, glaub ich, vor und während der Jahrhundertwende. Wesentliches Thema seiner Zeit scheint der Zweifel und die Kritik an der damaligen (verlogenen?) Moral zu sein, die ein vordergründiges Gesicht aufbaut, hinter dem der Einzelne mit seinem wahren Gesicht tut und läßt, wie es ihm beliebt. Hier spricht Wedekind von der geschlechtlichen Reifung der Jugend, vom Verhältnis der Erwachsenen zum Kind in dieser besonderen Situation. Es muß um das Verständnis des Kindes schlecht bestellt gewesen sein, wenn der Dichter so scharf schreiben muß (wobei er leider oft ins Komisch-Groteske abgleitet und lächerliche Figuren zeichnet = Professoren!). Er faßt sein Thema, die von den „moralischen“ Erwachsenen verdrängte Aufklärung, in harter Schwarz-Weiß Zeichnung. In seiner Zeit, wenn sie so war, wie er sie schildert, sicher nicht wenig angefochten! Die Tragödie ist in ihrer Legende allerdings oft gewagt und platt, auch wenn man dem Dichter sauberes Wollen und ehrliche Absicht zubilligt.

Sicher besteht auch heute eine Kluft zwischen den Jugendlichen und den Erwachsenen, Hemmungen und Unvermögen ihrerseits zur sauberen Aufklärung. Aber nicht in der Wedekindschen Gestalt: Liegen zwischen ihm und uns doch die Zeiten des „Jahrhunderts des Kindes“, der Jugendbewegungen, der Kameradschaftsehe, der freien Liebe — ermüdet hat man alle diese Versuche als mögliche Norm bleiben lassen. Bei Wedekind werden sie aber (wohl als Reaktionen auf die vorgefundenen Zustände) erst propagiert. Wohin haben sie geführt? Ist nicht unsere heutige Grundhaltung der Ehe und dem Kinde gegenüber unverpflichtet und unverantwortlich geworden? Hat uns nun Wedekind in dieser auch unbereinigten Situation heute wirklich etwas zu sagen?

Was sich heute gleicherweise wiederfindet, ist die radikale Umbruchsstimmung einer Vorkriegszeit, einer Kriegszeit. Wiederum fallen allerlei Masken und Verstrebungsbauten unserer bisherigen bürgerlichen Welt. Ist es aber wegen dieser einen Parallele gerechtfertigt, ein solches Stück auf die Bühne zu bringen?

Vielleicht hört man stichhaltige Gründe am Einführungsabend.
Kommst Du mit? Herzlich Dein F.

Zürich, 31. Mai 1942.

Lieber Freund!

Du weißt noch, wo ich Dir von der Wedekind-Aufführung geredet? Es war hinter Neftenbach, als wir gegen den Irchel hinauf Deiner Klausur zuwanderten. Die damalige Diskussion über die inneren Voraussetzungen beim Publikum für „Frühlingserwachen“ wurde vor jener einfachen und konkreten Landschaft, vor Deinem jetzigen Leben, vor Deiner Arbeit klein und belanglos. Ich habe unterdessen das Stück gesehen, mit Direktor Wälterlin darüber gesprochen (er will mit dem Stück Wedekind wieder in Erinnerung rufen, um eventuell weitere Sachen von ihm zu spielen, als von einem Mit-Wegbereiter an unserer Zeit), über die Art und das Ausmaß der möglichen Wirkung diskutiert — doch von all dem will ich nicht reden. Aber ich will wissen, ob Wedekinds Wirklichkeit tief genug greift, daß wir unsere heutige eigene Wirklichkeit in ihr wieder finden können. Dann muß das Gefundene gültig bleiben auch in Deinem Leben. Deine und Melchior's Wirrungen sind verschieden, die Wege und Anfechtungen andere, der Ernst der Lage derselbe: Es geht ums Ganze! Und deshalb muß wohl auch die Antwort dieselbe werden. Und die heißt: Das Leben liegt ja da vorne und an mir liegt es . . . Doch wer führt denn durch die Dickichte, an Abgründen vorbei, über Berge hinweg zu dieser Wirklichkeit des Lebens? Und — wenn man an den Selbstmörder Moritz im Schauspiel denkt — warum finden ihn nicht alle? Vor Melchior erscheint im Augenblick, wo er seinem toten Freund Moritz auf dem nächtlichen Friedhof die Hand reichen will, der „vermummte Herr“ (ihm ist übrigens das ganze Stück vom Verfasser gewidmet!), und Melchior ergreift dessen Hand mit den Worten: „Wo dieser Mensch mich hinführt, weiß ich nicht, aber es ist ein Mensch.“ Der tote Gespenstermoritz beklagt sich darauf beim Vermummten, er hätte ihm vor seinem Selbstmord auch erscheinen dürfen. Worauf ihm dieser entgegenet: „Erinnern Sie sich denn meiner nicht?“ Dort war er offenbar in der Person der Dirne Ilse aufgetreten.

Der vermummte Herr — „du lernst mich nicht kennen, ohne dich mir anzuvertrauen“ —, vermunmt: Ihn gilt es zu erkennen, ihn, der für jeden anders aussieht und doch jedem begegnet in den Notstunden des Lebens. Und dann ihm zu vertrauen, mutvoll gläubig; darum geht es.

Heißt nicht dieser vermummte Herr bei Bärbel „inneres Gesetz“ oder „persönlicher Ethos“? Dem treuzubleiben einzige Sorge sein muß, das auch in konkreten Einzelsituationen lebendig ist, wie sie schreibt: „. . . und ich wußte, daß es gilt der innern Stimme zu gehorchen, die äußeres Tun verbietet und für diesmal Rückwendung nach innen verlangt . . . es fällt einem einfach schwer, sich zu seiner eigenen Unvernünftigkeit zu bekennen.“

Dir ist, wie Du sagst, Gott der vermummte Klare geworden. Der

Dich zur Entscheidung gerufen. Und: ist nicht Dein Gott, der persönliche und redende, all dieser entscheidenden Stimmen und innern Führer Sinn und letzter Träger? Ich glaube es.

Dein Fritz Schneeberger, phil. I.

*

Herrn Frank Wedekind,
Aufenthalt unbekannt.

Verehrter Meister!

Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Grabesruhe störe. Sie zwingen mich selbst dazu, denn Ihr Drama „Frühlingserwachen“ hat mich ganz seltsam erregt, und als ich den Gründen meiner Erregung nachging, stieß ich auf Probleme, über die ich mir nicht klar zu werden vermochte und mit denen ich mich deshalb, wenn Sie es erlauben, an Sie wende.

Was mich also an Ihrem Drama so gepackt hat, das kann ich Ihnen selbst nicht sagen. Vielleicht ist es lediglich die Tatsache, daß uns der Stoff Ihres Spiels ganz persönlich und unmittelbar berührt: wir alle haben einmal mit diesen Dingen zu kämpfen gehabt — manche mehr, andere etwas weniger — und alles haben wir wohl jetzt noch nicht überwunden. Vielleicht sind wir entsetzt über die Wiederberührung mit jenen Mächten, unter denen wir mit zusammengebissenen Zähnen namenlos gelitten haben, vielleicht fühlen wir auch nur jene ironisch wehmütige Erinnerung, die uns beschleicht, wenn wir in alten Tagebüchern oder selbstverfaßten Gedichten auf die Spuren unserer Schwärmereien stoßen, der Tollheiten, die wir verübten, und der weit zahlreicheren Tollheiten, die wir ach so gerne begangen hätten und nicht zu begehen wagten.

Sicherlich, das spielt alles mit. Auch die Genugtuung über die glänzende Karikatur der Personen, in denen wir vor noch nicht so langer Zeit unsere Feinde und Unterdrücker erblickten, mag eine große Rolle spielen. Wer hätte nicht den Lehrer gehaßt, der, hinter seinem Seneca verschanzt, nicht begreifen wollte, was in unsern Köpfen vorging? Wer hätte seinem Pfarrer nie den Rücken gekehrt, wenn er, aufreizend gelassen und entnervend unbeteiligt, Befreiung von irdischen Leidenschaften predigte, während in unserm Innern alles tobte und wühlte?

Gewiß werde ich Ihnen nicht zu nahe treten, verehrter Meister, wenn ich zu behaupten wage, daß auch Sie aus einem Ressentiment heraus geschrieben haben. Sie haben Ihr Erstlingswerk mit sechsundzwanzig Jahren verfaßt — sollten Sie den Groll gegen jene Autoritäten so lange mit sich herumgetragen haben? Sind diese Autoritäten nicht vielleicht die Exponenten einer Macht, gegen die auch Sie noch kämpften? Sie werden mir entgegen, daß Sie ja schließlich nicht zu Ihrer

eigenen Verteidigung und Rechtfertigung dichteten, sondern alle Eltern, die vergessen haben, daß auch sie einmal jung waren, mit einem eindringlichen, in die Augen springenden Beispiel wachrütteln wollten — daß das Mitleid Sie zum Dichten trieb, das Mitleid mit den Kindern, die man einfach dem erwachenden Geschlechtstrieb überläßt, ohne sie darauf vorzubereiten, ohne ihnen darüber hinwegzuhelfen. Das nimmt man allgemein an, und Sie mögen es wohl selbst glauben.

Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen die schöne Illusion zerstöre. Sie werden mir zugestehen müssen: Es wäre doch seltsam, wenn plötzlich ein Dichter auftauchte, der aus Mitleid Dramen schriebe. Kein Mensch dichtet aus Mitleid. Das Mitleid ist höchstens ein Vorwand für eine Dichtung, ein Vorwand vor andern und vor sich selbst.

Betrachten Sie einmal die Kinder aus „Frühlingserwachen“: Heimatlos, von der Gesellschaft — zumindest geistig — ausgestoßen, irren sie umher, lassen sich von ihren Leidenschaften treiben, ergeben sich der Schwermut, verstricken sich in Fieberphantasien, lehnen sich auf gegen den braven und moralischen Gesellschaftsmenschen, der zufrieden hinter seiner Suppe sitzt (er hat ja gut brav und zufrieden sein!) und nichts weiß von ihrer Not — schlimmer noch: nichts wissen will. Und mit alledem versuchen sie ja nur vor sich selbst zu fliehen, vor dem Neuen und Unbekannten, das von ihnen Besitz ergriffen hat und sie tyrannisiert.

Tauchen bei diesem Bild nicht ähnliche Bilder vor Ihnen auf — Beethoven, Lenz, Baudelaire, Verlaine, Van Gogh und nicht zuletzt Ihr eigenes Spiegelbild? Eine gewagte und problematische Parallele, werden Sie sagen. Aber ist es denn Zufall, daß gerade in der Pubertätszeit so viele Jünglinge Gedichte zu schreiben beginnen? Es ist doch nicht zu verkennen, daß ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen Pubertät und Genie — beides ist ein Ausnahmezustand, eine übernatürliche Steigerung des Innenlebens, die oft bedenklich nahe an Wahnsinn grenzt.

Aber wenn Sie etwas über die Dinge nachdenken, werden Sie mir zugeben müssen, daß Sie in „Frühlingserwachen“ sich selbst gaben, Ihre eigenen Leidenschaften und Trostlosigkeit, Ihre eigenen Wünsche und Phantasien, Ihr eigenes Irren, daß Sie sich als Außenseiter in diesem Werk gegen die selbstgerechte, bürgerlich tugendhafte Welt verteidigten. Und dann wird es Ihnen auch klar, daß Sie den Jungen beneideten, der so ohne weiteres seine großen Ideen und Leidenschaften hinter sich werfen kann, wenn es ein warmes Abendessen gilt, dieweil Sie Ihrem Genie folgen mußten, das Ihnen durchaus nicht immer ein gutes Essen und ein warmes Nachtlager versprach. Und weil Sie nicht anders handeln konnten, weil Sie Ihrem Genie als Ihrem Schicksal bedingungslos ausgeliefert waren, darum verfolgten Sie den Glücklicheren, der sich ohne allzugroße Mühe wieder in die Gesellschaft einordnen konnte, mit Ihrem Hohn. Dieses Ressentiment war Ihnen sogar

wichtiger als die künstlerische Einheit des Dramas. Sie litten darunter, daß Sie anders waren als die übrigen Menschen — es war Ihre Qual und zugleich Ihre Größe.

Nachdem Sie nun Ruhe gefunden haben auf der ständigen Flucht vor sich selbst, möchte auch ich Sie nicht weiter behelligen. Ich bitte Sie nochmals von Herzen um Verzeihung für die unbarmherzige Störung Ihres Grabesfriedens, und mit tiefster Dankbarkeit für den Blick, den Sie mich in Ihre große Seele tun ließen, wünsche ich Ihnen, dem friedlosen Wanderer, eine selige Ruhe.

Ihr bewundernder Verehrer Albert Walter Stahel,
stud. phil I.

*

Als der Beifall verrauscht und der Vorhang unwiderruflich niedergegangen war, suchte ich meine Gedanken zu ordnen. Ich war in Begleitung eines Freundes, aber keiner von uns wollte zu sprechen beginnen, obwohl ich sah, daß auch er darüber nachdachte.

„Nun, was meinst du?“ fragte ich, als wir draußen unter den Sternen standen. Es blieb eine Weile still, aber dann sagte er:

„Zu der Zeit, da Wedekind dies Stück geschrieben hat, muß es allerhand Mut bedeutet haben, so etwas auf die Bühne zu stellen. Aber heute . . . Ich glaube, es ist überholt.“

„So, meinst du?“ entgegnete ich. „Und warum?“

„Weil heute die Trennung der Geschlechter nicht mehr so streng ist und es überdies nicht mehr vorkommt, daß 14jährige Leute — Kinder darf man wohl nicht sagen, denn sie sind's wirklich nicht mehr — über die Vorgänge der Fortpflanzung nicht unterrichtet sind.“

„Und woher sind sie unterrichtet? Wer hat ihnen das Märchen vom Storch ausgeredet? Überlege es dir einmal, wie wir draufgekommen sind. Ich denke, wir dürfen uns noch zu den jungen Leuten zählen.“

Er erinnerte mich an die Naturgeschichtsstunden im Seminar, wo es der Lehrer ausgezeichnet verstanden hatte, uns eine natürliche, vorurteilslose und saubere Einstellung zu diesen Dingen zu geben. Aber er hatte meine Frage umgangen. Er konnte doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß er bis zu seinem Eintritt ins Seminar nichts davon gewußt habe. Ja, er möge so einiges gewußt haben, wenn auch nur in unklaren Vorstellungen, gab er zu. Woher er die habe, wisse er nicht mehr.

„Wahrscheinlich von der Gasse, wie die meisten. Von rohen Kerlen, die mit ihrem Wissen großtun wollen. Sag mir, warum haben uns die Eltern unwissend gelassen? Warum hat nicht der Lehrer eine Erklärung zu geben versucht? Warum mußte sich von Anfang an die Vorstellung von Sünde und Schmutzigkeit, von heimlichem Getuschel und

verbotener Lüsterheit damit verbinden? Warum hat man sieben Schleier über die Vorgänge gelegt, statt daß man uns gesagt hat, *warum* das so sein muß. Einerseits war es Sünde, daran zu denken oder gar davon zu sprechen, andererseits verdankte man solcher Sünde das Dasein. Denk an die Frühlinge jener Zeit zurück, an die dumpfe Unruhe des Blutes, an den seltsamen Wandel der Natur: bisher Stätte des Friedens, Gefährtin stiller Zwiesprache mit Baum und Blume, nun aber beängstigende Verwandte in der Getriebenheit des Tieres, in den Gewittern, in der Schwüle der schlaflosen Nächte . . . Denk an die Träume mit ihren erschreckenden Bildern von Verlangen und Lust . . . Die Kinder sind unschuldig wie die Blüten, die sich vom Wind bestäuben lassen. Denn „es“ ist übermächtig. Du kannst zu deiner eigenen Geburt nichts dazutun. Und dies ist die zweite Geburt. Es ist das Opfer deines Ichs, das bisher allein deine Handlungen bestimmte. Du mußt dich aufgeben, um dich wiederzufinden, oder du wirst ein Narzissus, der in sein eigenes Spiegelbild vernarrt ist und in ihm erstickt.

Das „Du“ finden heißt im Großen: Stadt, Staat, Volk, Gemeinschaft. Persönlich aber: Geliebter oder Geliebte, Liebe. Und nicht nur die Liebe der Seele, sondern der beseelte Körper. Aber in welchem Glauben wuchsen wir auf? Die Dränge unseres animalischen Wesens (das ebensolche Berechtigung hat wie unser überschätztes, überwertiges Verstandes- und Geisteswesen) seien schlecht und schmutzig, häßlich an und für sich. Wehe dem Kind, das in seinem unbewußten Spiel an sich herumzupfend und tätschelnd, sein Genitale berührt. Ein Sturm von Entrüstung, drakonische Strafen machen es bald darauf aufmerksam, daß hier nicht nur etwas verboten ist, sondern daß hier eine Versuchung liegt, die das Verbot nötig macht . . . Und wie wird auf die Frage nach dem Woher geantwortet? Du hast es ja selbst auf der Bühne gesehen. Obwohl ja die Antwort der Mutter keineswegs falsch war.“ „Du mußt aber zugeben, daß dies sehr schwer ist.“

„Es ist nicht nur sehr schwer, sondern für die meisten von uns unmöglich.

Geschieht es einmal, daß auf eine solche Frage nach der Herkunft der Menschen geantwortet wird, dann gelingt — bestenfalls — eine sachliche Belehrung über die körperlichen Geschehnisse bei Zeugung und Geburt. Aber d a n a c h hatten die Kinder gar nicht gefragt: Nicht das Physische meinten sie, nicht die Dinge des Wissens, die das W u n d e r übersehen, das, wie in aller Liebe, in Zeugung und Geburt liegt. Und welcher verschämter Ton kommt da oft zum Vorschein, welche Verlegenheit. Doch das innere Ohr der Kinder vernimmt genau, ob der Erklärer von ihm selber reinen und heiligen Welten spricht. Wie selten ist diese naturverbundene Reinheit! Wie viele sehen in der Geschlechtlichkeit m e h r als ein Sichschämen verlangendes Nachtgebiet? M e h r als den armseligen Triebbefriedigungsakt ‚wie andere auch‘ (Freud!)?

Durch glattes Verneinen und Flucht wollte eine ganze Epoche den

Gewalten des Eros begegnen. Jedoch kaum einem gelang in Jahrhunderten das Vermeiden solch weltgewollten Geschehens, und so lernte der Mensch den verlogenensten aller Kompromisse: Mit schlechtem Gewissen, wie ein Dieb, das Verbotene doch tun, mit kümmerlichen Gründen ursprüngliche Lust rechtfertigen. (Die Lust sei zwar Sünde und deswegen möglichst hintenan zu halten, sie sei aber als bewußte Absicht, Kinder zu erzeugen, erlaubt und zu rechtfertigen.) Das Resultat: Verschämte Verdrängung, öde Triebverarmung, Maschinenmenschentum auf der einen, schrankenlose Enthemmung, die den Menschen zum willenlosen Sklaven aufrührerischer Triebe werden läßt, auf der andern Seite. Und in dieser Atmosphäre von Unrat und Entwürdigung soll der werdende den Eros finden, jene heilige Scheu vor dem Wunder des Lebens, die man selbst nie besessen! Sieh dir diesen Rektor an. Hat er ein Recht, den Stab über dem Jungen zu brechen, weil ihn selbst vielleicht nie die Versuchung (oder die Gelegenheit) überkommen? Weil er ein so schlechtes Gedächtnis besaß, daß ihm die eigene Jugend nicht mehr in allen ihren Farben vor Augen stand?"

„Etwas mußte doch dagegen getan werden. Schließlich sind wir Menschen und keine Tiere, die ihren Trieben hemmungslos nachgeben.“

„Hast du bemerkt wie hemmungslos die Tiere sind? Du bist Naturwissenschaftler und weißt nicht, daß sie ihre bestimmten Zeiten haben, die man Brunstzeit nennt? Und wieviele Menschen kommen ihr ganzes Leben lang aus der Brunst nicht heraus, es sei denn, die Natur wird ungehalten und sagt selbst, daß es nun genug sei . . . Nein, mein Lieber, auch der Mensch ist ein Antäus, auch er empfängt seine Kraft aus der Erde. Es ist an der Zeit, dies endlich zu erkennen und danach zu handeln“.

H. Mohler, phil. I.

*

Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Frank Wedekind sein „Frühlingserwachen“ geschrieben. Hatte schon vor diesem Zeitpunkt die Entwicklungslehre eine geringe Abklärung gefunden und damit der gesamten Biologie eine entscheidende Wendung gegeben, so sind auch in den letzten fünfzig Jahren die Wissenschaften weitergestürmt und es gibt wohl kaum ein Spezialgebiet, kaum eine Frage — die letzten und tiefsten nicht ausgenommen — zu denen wir, auf Grund der Fülle neuer Tatsachen, nicht eine neue Einstellung beziehen mußten.

So ist es nicht wunderlich, daß auch Sexualpädagogik und Sexualethik in den Strudel der Ereignisse gezogen worden sind und unser Standpunkt in diesem Fragenkomplex eine Änderung erfahren hat. Neue Richtungen der Psychologie haben der Sexualität eine Stellung angewiesen, die ihr weit mehr gerecht wird, als dies in den älteren rationalen Psychologien der Fall war, bedeutende Ärzte haben sich mit größtem Eifer für eine umfassende Aufklärung aller Stände eingesetzt

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich
den Herren Studierenden der Zürcher Hoch-
schulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen.

Der Buchhändlerverein Zürich

Forschergeist

*mutiges Anpacken
neuer Probleme*

*stetes Streben nach
Vervollkommnung*

*sind die Grundsteine
für Spitzenleistungen*

A.-G. BROWN, BOVERI & CIE., BADEN



Restaurant, Bar

**TEE- und ABEND-KONZERTE
im Gartensaal**

Das Haus für alle Zusammenkünfte. - Klubzimmer
für kleinere Gesellschaften. - Säle bis zu tausenden
von Plätzen u. Gedecken. - Bühnen - Technische
Einrichtungen für Film-Vorführungen usw. - Orgel

Bräunung



forcieren
ohne Sonnenbrand

Skifahrer nützen die doppelte Sonnenkraft im Schnee zum Forcieren der Bräunung mit Hamol Ultra. Die verbrennenden Sonnenstrahlen werden wegfiltriert, während die bräunenden Strahlen ungehindert auf die Haut einwirken.

hamol ultra

Im Hochgebirge und bei empfindlicher Haut: Crème Hamol Ultra 2000 Fr. 2.- und 1.-

Brauer und Weinhändler machen immer noch Reklame. Sie können darauf zählen, daß der Durchschnittsschweizer noch nicht erfaßt hat,

daß jeder, der Wein und Bier trinkt, eine gewerbsmäßige Zerstörung wertvollster Nahrung fördert.

Tragen die Akademiker keinerlei Verantwortung an diesem Mangel an Einsicht?

Libertas

und die entsprechende Literatur ist um eine beachtliche Zahl vorzüglicher, populärwissenschaftlicher Bücher und Schriften erweitert worden. Deshalb sind heute auch die meisten jungen Menschen vor ihrer Reife in irgend einer Form aufgeklärt, Leute vom Typus einer Frau Bergmann, einer Wendla, eines Moritz sind nur noch vereinzelt anzutreffen.

Die einseitige Betonung des dumpf Triebhaften bei Wedekind, die Verzerrung seiner Typen zu Karikaturen gibt dem ganzen Stück etwas Tendenziöses, dadurch aber werden wir auch im Genusse jener Szenen gestört, in denen es dem Poeten gelingt, seinen wahren und tiefsten Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Welcher Kontrast liegt beispielsweise in den beiden letzten Szenen, den schwärmerischen Jungens unter Reben und blauem Himmel und dem von den Toten auferstandenen „bramarbasierenden“ Moritz, der sich nur ungern entschließt, wieder auf den Rücken zu liegen, sich an seiner Verwesung zu wärmen und zu lächeln!

Der Dichter hat es am nötigen Ernst fehlen lassen. Die Grenzen des Tragischen werden weit überschritten. Oder soll etwa der Wechsel von tragischen und komischen Elementen, von Naturalismus und Romantik, von Aufklärungswillen und Zur-Schau-Stellung für das Erleben des Jugendlichen symbolisch wirken? Weit eher sind wir geneigt, diesen Zwiespalt in der zeitlichen Bedingtheit des Dichters — in der Persönlichkeit Wedekinds selbst zu suchen.

Im Innersten aber bleiben wir unberührt, weil das aufgeworfene Problem nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt und nur von einem begrenzten Standpunkt aus behandelt wird. Sind wir doch heute weit davon entfernt, uns nur des einen Triebs bewußt zu sein und im alten Sokratischen Irrtum zu verharren, daß Wissen Tugend sei. Mit aller Klarheit erkennen wir die tieferen Ursachen der eigentlichen Tragödie des Menschen — die in seiner Dualität von triebhafter und geistiger Natur liegt.

Deshalb kann uns Aufklärung allein nicht helfen. Die Lösung des Sexualproblems in seiner Ganzheit jedoch wird nur auf dem Boden einer umfassenden geistig-sittlichen Neuorientierung und den Zeitverhältnissen angepaßten Lebensordnung erfolgen können.

R. Münchinger, med.

*

Eine der wesentlichsten Möglichkeiten, den noch unklaren, bedrängenden Geschlechtsempfindungen Luft zu verschaffen, ist das Gespräch. Es ist fast eines jeden Bedürfnis, im Austausch der Gedanken mit gleichaltrigen Freunden, oder im Suchen nach Erklärungen bei Älteren, die unbekannte Kraft verstehen zu lernen, sie in eine positive Richtung zu lenken. „Frühlingserwachen“ zeigt dieses richtige und

gesunde Bestreben des Heranwachsenden beinahe in jeder Szene, es suggeriert einem geradezu das leider schon etwas abgedroschene „me mes halt rede mitend!“ Moritz hat sich in seiner ersten Bedrängnis dadurch etwas Luft zu schaffen vermocht, daß er seine Lebenserinnerungen aufschrieb — ein anderer hätte ein Tagebuch zu führen, wieder andere zu malen, Marken zu sammeln, oder heute vielleicht irgendetwas zu basteln begonnen — dann, in plötzlicher Überwindung seiner Hemmungen, anvertraut er sich dem besten Freunde, Melchior, und nun ergehen sich die beiden in tief-, oft allzu tiefsinnigen Diskussionen, stellen, „ihre Bangigkeit für Idealismus haltend“, schwere Betrachtungen über den Sinn des Daseins an. — Wer von uns hat nicht genau dasselbe durchgemacht oder steht noch in einer dieser Entwicklungsstufen? Weder Moritz noch Melchior haben einen älteren, erfahreneren Vertrauten gefunden, einen väterlichen Freund, der einzig imstande gewesen wäre ihnen zu helfen. Zur Klärung der geschlechtlichen Unsicherheit im jungen Menschen trägt gerade die nahe-legendste Beziehung zwischen zwei Generationen, die der Eltern zum Kind, nur sehr selten etwas bei. Bezeichnenderweise kommt es in „Frühlingserwachen“ zu keiner einzigen Aussprache zwischen Vater und Kind, während diejenigen von Mutter und Tochter bzw. Sohn ja in ihrem Ergebnis auch unbefriedigend bleiben. Es ist Wedekinds Bestreben, möglichst alle Lösungen darzustellen, die der junge Mensch, sich selbst überlassen, findet: Da ist die Möglichkeit wie sich Ilse zu helfen gewußt, der Ausweg, den Hänschen Rilow gefunden hat. Die Beziehung, die dieser zu Ernst Röbel unterhält, ist kaum geradezu als pervers anzusprechen, dazu ist sie wohl noch zu kindlich-harmlos.

Ein Thema, das in „Frühlingserwachen“ ebenfalls angetönt wird, begegnet gerade heute wachsendem Interesse, es ist das Verhältnis von Religion und Eros. Ich möchte hier nur auf das neue Buch von Walter Schubart (Religion und Eros) hinweisen. Wedekind sieht in der Kirche offensichtlich einen der Hauptfeinde einer natürlichen Geschlechtsethik; so erklärt Melchior rundweg: „Ich wurde Atheist.“ Nicht Gleichgültigkeit, Uninteressiertheit haben ihn dazu gebracht, es war die Erkenntnis, daß die Kirche in keiner Weise auf diese stärkste, dringendste Frage des sich entwickelnden Menschen zu antworten gewillt war, daß sie sie nicht nur stur ignorierte, sondern ihren Drang sich zu äußern geradezu bekämpfte — viele unter uns haben ähnliches durchgemacht.

Anton v. Muralt, phil. I.

★

„Entsetzlich, abscheulich, tz, tz, tz!“ erklang es etliche Male während der Aufführung von Wedekinds „Frühlingserwachen“ vor, hinter und neben mir. Ja, es räumten sogar etliche Zuschauerinnen, anscheinend in ihren heiligen Gefühlen zutiefst verletzt, im Laufe des Abends

das Feld, empört, daß Wedekind das duftige Thema „Frühlingserwachen“ auf so gröbliche Weise mißbraucht hatte. Sicher standen sie am andern Morgen an ihrem Herd vor der Kaffeepfanne, erleichtert, die unmoralischen Gedanken gut überstanden und überschlafen zu haben.

Ich aber, und mit mir noch viele andere, blieb bis zum Schluß, begeistert über die Worte Wedekinds, über seine Offenheit und Sauberkeit, mit der eigene unklare Gefühle in revolutionierenden Gedanken ausgedrückt waren. Mich hat das Stück einfach gepackt.

Wedekind versteht es, uns mitzureißen, ohne seinen Menschen körperliche Gebrechen zuzuschreiben (wie oft Dostojewski), ohne bloße Schwarz-Weiß-Zeichnung; die Wahrhaftigkeit überzeugt uns. Wie sympathisch wirkt Melchior's Mutter, sogar dann noch, wenn sie ihrem Gatten nachgibt, obwohl sie fühlt, daß sie für Melchior nicht den richtigen Weg gewählt hat; wir verstehen sie, denn sie gehört trotz allem noch zur alten Generation und kann ihre Ideen nicht konsequent in Wirklichkeit umsetzen. Ja selbst für Wendla's Mutter verspüren wir Mitleid, obschon wir sie für die gänzlich falsche Handlungsweise an ihrer Tochter verurteilen. Auch sie ist ein Kind ihrer Zeit, allerdings weniger fortschrittlich als Melchior's Mutter; auch in ihrem Verhalten Wendla gegenüber klingt das Generationenproblem an.

In einem schaurigen phantastischen Wirbel läßt Wedekind die Lösungsmöglichkeiten an uns vorüberziehen. Von den Lehrern, denen „guter Schüler“ gleichbedeutend wie „guter Charakter“ ist, die daher das unmoralische Tun Melchior's mit seinen Leistungen in der Schule nicht vereinbaren können, bis zu den Eltern, die den unbekümmerten Gefühlen der Kinder ihre eisernen, durch Erfahrung und Tradition gehemmten, entgegenstellen — kurz, in allen Erwachsenen steht den drängenden, antwortheischenden Gefühlen der Jugend nur eine stumme, kahle Wand gegenüber. Ein Ausweg aus einem solchen Lebenskarussell existiert nicht, es sei denn, er komme aus der eigenen Brust: Moritz und Wendla sind tot, und auf ihrem Grab packt Melchior das Leben. Es verspricht ihm nicht, „daß es sich rentiere“, aber es macht ihm ein unwiederbringliches Angebot: dennoch zu leben!

Ruth Abegg, med.

*

Es ist unmöglich, daß jemand „lernen“ kann, dieses Stück zu verstehen. Es will ja weder durch eine Lehre, durch einen großartigen philosophischen Gedanken wirken, noch will es die Welt verbessern. Wer nach einer „Moral von der Geschichte“ sucht, dem wird Wedekind immer fremd bleiben.

„Frühlingserwachen“ ist nicht irgendein Stück, ein Stück, dem wir kontemplativ gegenüberstehen. Es enthält ja unsere eigenen Gedanken, es enthält unsere eigenen Zweifel, es enthält unsere eigenen

Kämpfe. Auch für uns gab es einmal eine Zeit, da die in „Frühlingserwachen“ aufgeworfenen Fragen unsere brennendsten, lebenswichtigsten waren. Heute stehen wir zwar außerhalb dieser Probleme; sie sind, wenn auch nicht überwunden, so doch überdeckt. Aber wir wissen, daß wir damals trotz manchem Schweren in einem höhern Sinne gelebt haben, intensiver gelebt haben, als wenn jene Zeit für uns unkompliziert, unproblematisch gewesen wäre. Hans H. Streuli, stud. phil. II.

*

Wer seit noch nicht allzulanger Zeit durchs Pförtlein „Maturität“ dem Gymnasium entschlüpft ist, der ergötze sich an „Frühlingserwachen“. Er sieht da seine Plaggeister mit Spott geschlagen und bis aufs Hemd bloßgestellt: unvernünftige Eltern, eine allzu schamhafte Mädchenmama, ein spruchweises Pastörlein und ein göttlich gezeichnetes Professorenkollegium. Aber er sieht mehr! „Der schwächliche Halm ist emporgeschossen, die schwere, saftstrotzende Knospe droht ihn zu knicken, die Blätter haben sich noch nicht entfaltet, aber der Kelch steht geöffnet . . .“; diese abgerissene Bemerkung Wedekinds weist in die Tiefen menschlichen Erlebens. Aus einem so eigenartig gemischten Teig ist diese Tragödie gebacken: Zynische Weltverachtung starrt neben warmer Menschenliebe und eine oft spitze Gescheitheit verdeckt doch niemals die reine Schönheit, die überall da entsteht, wo sich rein Menschliches ausdrückt.

Ist es nicht „Frühlingserwachen“ in viel tieferem Sinn? Gewiß, da grünt es und will hervorbrechen aus jungen Menschen, und irgendein Fluch liegt über der erwachenden Natur, eine bange Ahnung, daß nun die Stürme kommen werden. Aber deutlich zeichnen sich die hellen Umrisse eines großen Gedankens auf dem dunkleren Hintergrund. Das Eis einer frostigen Moral bricht ein, beginnt zu schmelzen. Ich sehe da unter vielen unheiligen Worten etwas ungemein Zartes entstehen.

Die letzte Szene ist von ganz eigener Kraft. Unheimlich wirkt ja schon die Umgebung, das Gräberfeld im fahlen Mondlicht, die Schattensfinger der Steine und Kreuze auf der bleichen Mauer. Es wäre Grauens genug. Aber da erscheint, befremdend für viele, der Leichnam des Selbstmörders Moritz Stiefel, den eigenen Kopf im Arm tragend. Und damit nicht genug: ein verummter Herr führt mit diesem Jambombild eine geistreiche Unterhaltung, und zwischen den beiden schwankt Melchior Gabor hin und her.

Aber wird uns nun nicht deutlich, daß gerade das Phantastische, Gespensterhafte in dieser Tragödie schon in allen vorangehenden Bildern da war? Ein klein wenig tragen auch die Herren Professoren ihren Kopf im Arm!
Anton Krättli, phil. I.

*

Dieses ungewöhnliche Stück verlangt, wenn man ihm in seiner Gesamtheit gerecht werden will, auch vom Betrachter etwas gewissermaßen Ungewöhnliches: nämlich eine ungewöhnliche Freiheit und Großzügigkeit, und zwar weniger in künstlerischer als in menschlicher Beziehung. Denn das Wertvollste an dieser Ungewöhnlichkeit liegt ganz und gar im Menschlichen, in der Gesinnung des Dichters, die nun einmal nicht vor den Dingen, von denen „man nicht spricht“, haltmacht, sondern die aus reiner Absicht, frei von billiger, ordinärer Effektmache, diesen Problemen ins Auge sieht und sich mit ihnen einläßt. Was dabei herauskommt, ist auch dementsprechend eindeutig und mit einer Schärfe pointiert, die an Sarkasmus grenzt. Es wird in Bildern aus dem Leben junger Menschen die ganze Problemwelt des Pubertätsalters eindrücklich dargestellt und — was nicht minder wichtig ist — auch eine Lösung angebahnt: sie besteht in der harten Ablehnung aller verlogenen Moralität und Konvention und in der Forderung nach einer freien, natürlichen Erziehung, einer vitalen Bejahung des ganzen Menschen.

Sie beruhen grundsätzlich auf dem Stoff selber, d. h. auf der schlechten Eignung dieses Stoffes zur dramatischen Gestaltung. Um einen so heiklen Vorwurf, der eigentlich Gegenstand eines psychologischen Romans oder eines erzieherischen Pamphlets wäre, in wirklich dramatische Form umzugießen, hätte es allenfalls der Kunst eines Ibsen bedurft. Wedekind war der Aufgabe nicht voll gewachsen und sein Stück ist denn auch — von einigen prachtvoll dichten Szenen abgesehen — auf der Stufe eines Zwittergebildes aus Tendenzstück und gespielter Erzählung steckengeblieben: Es fehlt die dramatische Konzentration um eine Gestalt (man denke an Ibsen) oder doch die Straffheit dieser Konzentration, die durch symbolische Wirkung in einem einzelnen Charakter die ganze Fülle des Geschehens sammelt.

Peinlicher aber als das Vorherrschen des epischen Stils in der Komposition wirkt entschieden der andere künstlerische Mangel: die ungenügende Verhüllung, d. h. Bekleidung, Verkörperung der Tendenz, es wird zu wenig durch Handlung, zuviel durch Rede, und zwar nicht immer durch einfache, echte, sondern oft durch gekonnte, leicht posierte Rede charakterisiert.

Schließlich aber sei endgültig betont, daß trotz dieser künstlerischen Bedenken das Stück als Ganzes in seinem menschlichen Wert durchaus bestehen bleibt: als kühner, echter Ausdruck einer Gesinnung, die in ihrer Problematik und leidenschaftlichen Wahrhaftigkeit uns sehr viel zu sagen hat — mehr jedenfalls, als sich mit diesen künstlerischen Mitteln ausdrücken läßt.

Werner Huber,

*

Frank Wedekind zeigt uns in dieser Kindertragödie in gesteigerter Form eine der trostlos traurigen Seiten im Dasein der jungen Menschen seiner Zeit. Er führt darin das Wachsen und Anderswerden von Körper und Seele, die Mißverständnisse, Ängste und schweren Schäden, die daraus entstehen können, eigentlich nur auf einen Ursprung zurück: auf die Unwissenheit der Jungen in sexuellen Dingen. Aus diesem Grunde sucht er auch das helfende Gegenmittel rein auf diesem Gebiet. Er glaubt es in der sittlich reinen Aufklärung durch Eltern und Erzieher gefunden zu haben.

Wer war diese Jugend Wedekinds? Es waren unsere Väter und Mütter, unsere Onkeln und Tanten. Sie alle, oder beinahe alle, haben in ihrer Jugend darunter gelitten, daß an ihnen Dinge geschahen, um die sie nichts wußten. Ist es darum verwunderlich, wenn sie sich vornahmen, ihre Kinder, also uns, auf eine ganz andere Weise zu erziehen? Sicher erhofften sie uns dadurch all ihre Nöte und Ängste zu ersparen.

Und wir? Ich sage meinen Eltern und Lehrern Dank! Sie haben mich auf gute und weitsichtige Weise erzogen, sie haben mir alles gesagt, was ich wissen wollte — und doch, sie haben mir trotzdem nicht ganz geholfen.

Ein Schmetterling kriecht aus der Puppenhülle, und nach kurzer Zeit schon gaukelt er selig davon. Ich war ein trauriger Schmetterling, um obigen Satz ins Menschliche zu übertragen. Ich wußte nicht, was beginnen mit meinen zu großen Flügeln. Zitternd klammerte ich mich an meinen Halm und versuchte zu sterben oder doch wenigstens in das frühere, bequemere Leben zurückzufallen. Die Puppenhülle lag am Boden, noch gestern hatte ich mich warm und wohlig in ihr gefühlt. Heute klebte ich zerknittert an einem Halm und war nicht mehr das Alte und noch nicht das Neue. Wohl wußte ich um alles, aber was hilft Wissen, wo es sich um Fühlen handelt, um unbekanntes, erstmaliges Fühlen?

Das Hineinwachsen vom Kindmensch in den erwachsenen Menschen ist schwer. Man gehört nicht mehr zu den Kleinen und noch nicht zu den Großen. Man fühlt sich ähnlich einem Krebs, der den alten Panzer abgestreift hat, schutzlos, und man sucht sich, wie er, verborgen zu halten. Das heißt: man flüchtet sich in eine Melancholie und in ein trostloses Unverstandensein hinein. Das tat Wedekinds Jugend, das tat ich und unsern Kindern wird es einst nicht anders ergehen.

Frank Wedekind hat in starken Farben gemalt. Scheinwerferartig beleuchtet er die verschiedenen Verhältnisse, mit mathematischer Sicherheit folgert er eines aus dem andern. Alles sagt er, nichts erläßt er uns.

Ich frage mich, ob er nicht vielleicht mit leiseren Tönen und mit mehr Zurückhaltung größere Wirkung erzielt hätte? Ob nicht das Ganze einfacher und geschlossener geworden wäre?

Marie Louise Müller, phil. I.

Ich fühlte mich in Wedekinds Kindertragödie fürchterlich eingeklemmt zwischen zwei Generationen, wie zwischen den roten Samstühlen des Schauspielhauses. Es war peinlich — zumal meine Eltern neben mir waren. Krampfhaft versuchte ich die Kluft zu überwinden, eine Brücke zu schlagen zwischen den Generationen . . . es war vergebens, ich selbst stand ja mittendrin.

Wedekind ist überholt — sein „Frühlingserwachen“ ist verstaubt und gehört zum literarischen Altmetall.

Es ist wohl wahr, daß jeder Mensch in seinem Leben, früher oder später, im Jugendalter so empfindet wie Melchior und Moritz, doch daß beide Wege, die die beiden Kameraden einschlagen, zum geistigen und leiblichen Tod führen, ist in unserem Zeitalter nicht oder nicht mehr erfaßbar. Und ist es nicht geradezu verwerflich, zu zeigen, daß derjenige, der das Leben des Diesseits verneint, im Jenseits auch nicht zur Ruhe kommt und nur darnach trachtet, den vermeintlich glücklichen Diesseitsmenschen auch ins unzufriedene Jenseits zu nehmen?

Das Zuvorkommen der Kinder im frühen Wissen der menschlichen Beziehungen wird von den Eltern meist abgetan mit dem Stempel „Verdorbene Jugend“. Es stimmt wohl, daß wir kaum mehr etwas ahnen von der Biedermeierromantik vergangener Tage — aber wir sind sicher nicht minder glücklich, wenn uns die Ratio hilft Sturmeszeiten zu überwinden.

Es gibt Methoden, die auf der Tradition und dem Althergebrachten beruhen. Sie mögen in verschiedener Hinsicht eine gesunde Erziehung unterstützen.

Hier aber, wo höchste menschliche Probleme berührt werden, kann ein Kind nur durch die mutige Wahrheit, die Verantwortung der Zukunft gegenüber voll empfinden und tragen.

Bruno Mariacher, stud. oec.

*

Der Eindruck, den mir Wedekinds „Frühlingserwachen“ hinterließ, ist durchaus nicht einheitlich, und wenn ich mir die 17 Bilder wieder vergegenwärtige, so sind damit sehr verschiedene und entgegengesetzte Gefühle verbunden. Nehmen wir z. B., um mit dem zu beginnen, woran ich mich nur ungern erinnere und was ich dennoch nicht aus meinem Gedächtnis streichen kann, die Verhandlungen im Lehrerzimmer. Die Verhältnisse und Zustände werden hier dermaßen überspitzt, unwirklich, verzerrt und entstellt geschildert, daß ich mich einfach abgestoßen fühlte. Sehr unbefriedigt ließ mich auch die Schlußszene. Zwar ist deren Grundgedanke schön und gut, aber die ganze Atmosphäre dieses Bildes machte auf mich irgendwie einen komödiantischen Eindruck. Die Lockungen des Lebens auf der einen, des Todes auf der andern Seite, die an sich eine große und tiefe Bedeutung haben,

wurden für mein Empfinden zu einer wenig überzeugenden Posse. Und um nun von den Einzelheiten aufs Ganze zu kommen, erlaube ich mir die Frage: Ist dieser Melchior nicht überhaupt ein krankhafter Typ? Ob es am Ende des vergangenen Jahrhunderts solche Jünglinge gegeben habe, ob sie vielleicht gar die Mehrzahl bildeten und ob das auch heute noch zutreffe, darüber kann und will ich nicht urteilen. Melchior ist gewiß kein schlechter Mensch, und sein Aufklärungsbrief mit den entsprechenden Zeichnungen ist auch nicht ohne weiteres als verwerflich zu bezeichnen, denn es lag ihm bestimmt keine niedere Absicht zu Grunde. Aber ist dieser junge Mann normal? Fehlt ihm nicht gerade etwas von der natürlichen, gesunden Schamhaftigkeit und Zurückhaltung, von der andere Personen in diesem Stück zuviel haben? Wedekind klagt die Prüderie gewisser Eltern, als deren Vertreter er die Mutter Wendlas zeichnet, ganz mit Recht an, aber er verteidigt damit gleichzeitig das andere Extrem. Beides kann man nicht eigentlich als schlecht bezeichnen, wohl aber als ungesund, krankhaft.

Aber die Mehrzahl der 17 Bilder hinterließ in mir aufrichtige, innere Freude. Schon die Zusammenkunft der drei Mädchen auf dem Straßmäuerrchen. Vielleicht ist manches darin auch ein wenig übertrieben, aber das Ganze atmet soviel Frische und Jugendlichkeit, daß man sich als junger Mensch dieser gesunden Stimmung unmöglich verschließen kann.

Wedekind hat eine große Darstellungsgabe bewiesen, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Seine Behandlung des Problems, das damals vielleicht aktueller war als heute, ist eine gezwungene und unnatürliche, und man kann hier wohl stellenweise sagen: Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Hubert Stoffel, stud. chem.

Heuerdienst im Berner Oberland

Als eine Magd, wie sie in den Büchern Gotthelfs steht, langte ich im Lauterbrunnental an, mit meinem Bündel derber Arbeitskleider am Arm. Aber was eine gotthelfische Magd wahrscheinlich gehabt hätte — bäuerliche Vergangenheit und das Bewußtsein, im Notfall eine Kuh melken zu können — das fehlte mir. Sicher war ich, als eine Studentin im Bergheuerdienst, nur etwas wert, weil ich mich nicht um Lohn verdingte. Wer nähme denn sonst eine Magd, mit Armen gleich dünn von oben bis unten, voll guten Willens immerhin, aber womöglich mit einer Brille?

Nun, mein Bauer achtete den guten Willen. Er kehrte mit mir ein zu einem schwarzen Kaffee, und seine Augen, als er ihn bestellte, sagten zur Wirtin: „Seht, das ist jetzt das Meitschi, von dem ich Euch gesagt hatte.“ Wahrscheinlich war er schon vorher dagewesen. Draußen warteten geduldig Pferd und Wägelchen.

Die Fahrt ging dann tief hinein ins Tal; den Staubbach ließ mein Meister ungerührt zur Rechten hinter sich. Vor uns stiegen die Schneeberge auf, die das Bernerland vom Wallis trennen. Was unter den Talwänden übrig blieb nebst der Straße und der reißenden Lutschine, war mit Emdgras bestanden, dem Emdgras, das ich würde rechen und einbringen helfen.

Zu Hause erwartete man uns vor dem Hause sitzend: des Meisters Frau und die Söhne Hans, Fritz, Gottlieb und Ferdinand; andere Namen hatte ich auch gar nicht erwartet. Sie alle begrüßten mich mit der unnachahmlichen Zurückhaltung der Bergler. Dann noch ein Vierjähriges, das nicht zuliebe herankam. Ich sah sofort, es war eine Prinzessin, blondgelockte Herrin in Haus und näherem Umkreis!

Wenn ich gedacht hatte, man würde nun jeden schönen Tag heuen, und ich würde dabei meine Rolle spielen, so hatte ich mich getäuscht. Nach Berner Art und mit Bedacht wurde ein längeres schönes Wetter abgewartet. Dann erst besann man sich, welches Landstück zuerst in Angriff genommen werden sollte. Am darauffolgenden schönen Tag verwunderte sich der Vater, daß bei Sonnenaufgang das Gras noch stand. Potz Donner, er habe doch dem Ferdinand aufgetragen . . . Ferdinand traf man hinter dem Haus beim Mist, die Biagsamkeit eines Brettes, das zu ihm hinaufführte, probierend. Ferdinand aber hatte durch Gottfried dem Ätti sagen lassen, er sei heute am Mähen verhindert. „Gottfried!“ rief er zur Bestätigung. Gottfried war nirgends.

In der Zwischenzeit hatte ich in diesem Hause auswendig gelernt, was es irgend zu lernen galt. Ich wußte, wie man das Schuhputzzeug hervorzog, ohne daß der ganze Interlakner Anzeiger mitrutschte, ich wußte, in welcher der leeren Büchsen das Kaffeepulver war und wo im Estrich das Pintlein voller Mais, wie hierzuland die Rösti gewünscht wurde und mit was für Käse die Geschwellten aufgetragen wurden; wie der Schweinestall zu schließen war, damit das „Färdshi“ ihn

nicht selber auftrat und bummeln ging. Im Roßstall mußte man die Stelle kennen, wo zwei zarte, neue Kätzchen im Stroh geborgen lagen, damit man nicht dorthin trat, und wenn man mich schickte, Kartoffeln für eine Mahlzeit zu holen, mußte ich wissen, wo der Acker schon angegraben war. Der Meister lief in der Frühe immer barfuß, aber nach dem Morgenessen liebte er, irgendwo Socken und saubere Schuhe anzutreffen. Es war aber kein mühsames Ding, an alles Notwendige zu denken; man lebte ein zu einfaches Leben, als daß nicht alles, was zu tun war, fortwährend in die Augen sprang: entweder dröhnten die Bretter unter dem suchenden Schritt des Meisters, der die Schuhe vermißte, oder es rumpelte der Schweinestall in auffälliger Weise, weil das Ferdlein seine Tränke noch nicht erhalten hatte.

Die Prinzessin ebenfalls ließ einen nicht im Unklaren darüber, was sie wollte. Sie war vorzugsweise am Morgen schlecht gelaunt, und dies doppelt, wenn ich sie mit dem Schoppen zusammen erblickt hatte. Ich begriff zwar, daß ein Schoppen Milch besser schmeckt als eine Tasse, aber sie schämte sich trotzdem. So zog ich denn vor, sie des Morgens früh gar nie zu sehen; der Türspalt blieb dabei offen, und sie konnte zuschauen, wie ich in der Küche werkte.

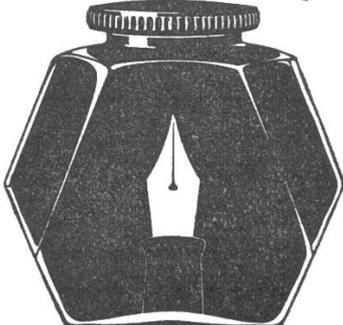
An einem heißen Nachmittag, als die Meisterin fort war, schwirrte die Prinzessin vom Spiel herbei, befahl und geruhte, daß ich ihr die Hosen auszug, da sie schwitzte. Nicht lange später war etwas anderes fällig; und siehe, ich wurde zur Assistenz gerufen. Da stand ich denn, überrascht von soviel Gunst, im engen Raum, und wartete. An der einzigen Stelle, die Tages- und Sternenlicht hereinlassen soll, und die hier einmal nicht Herzform hatte, hing ein prachtvolles Netz samt der Spinne. Ich hatte Zeit, beides ausgiebig zu betrachten. Die Prinzessin war unterdessen gesprächig und sehr bemüht, ihre gegenwärtige Abhängigkeitslage zu vertuschen.

Es kamen die warmen Tage, da man das Haus abschloß und insgesamt zum Emden ging. Als lauerte jedem geschnittenen Feld sein Gewitter — und Gewitter polterten viele zwischen unsern Felswänden — eilten wir immer, am gleichen Tage zu mähen und einzufahren. Schschsch—sch! Schschsch—sch! so kehrte der Rechen Stück für Stück des Heus, das oben dürr rauschte und unten noch den Tau des Morgens barg. Ich schloß manchmal die Augen; die Arme taten immer weiter denselben Zug. Die Haut brannte, die Hände brannten, der Kopf brannte, trotz dem Tuch; als die Arbeit fast unerträglich wurde, kam die Bäuerin, die barmherzige, und schickte mich, das Znüni zu holen. An der Ecke des Feldes rechte zu dieser Minute auch die Prinzessin; sie sah mich strafend an, als ich vorbeiging.

Nie werde ich die glücklichen Augenblicke vergessen, da jeweils die letzte Fuhre bereitstand, gestampft und geordnet von Ferdinand. Da stand sie in der Sonne, hinter sich die abendlich dunklen Steilwände des Tales. Ferdinand lag in den Pausen bäuchlings auf dem Heu, mit einer imaginären Flinte auf eine imaginäre Gemse am

MENTOR

Waterman



tinte

Bewährtes Schweizerfabrikat

KIEFER

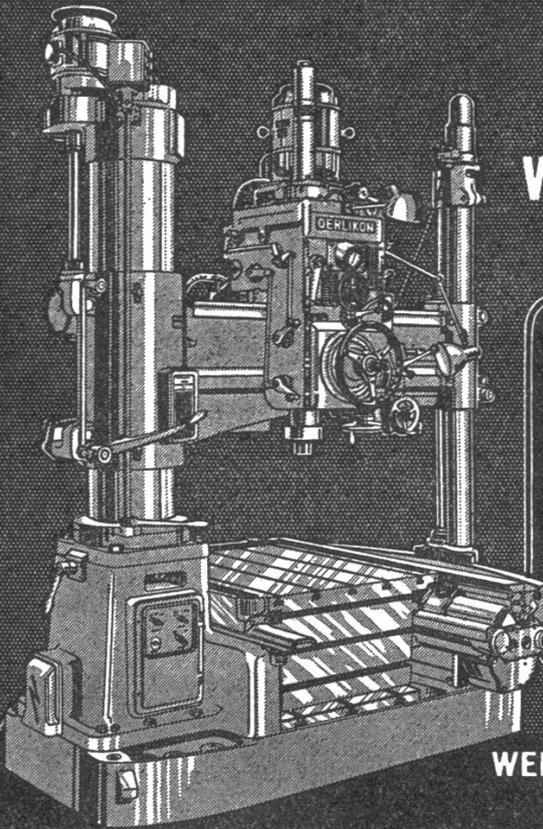
ROLLADEN

JALOUSIEN

FOTELFINGEN

QUALITÄT

Basel Bern Luzern Lugano Lausanne Tamins



«OERLIKON»
WERKZEUGMASCHINEN

FABRIKATIONSPROGRAMM:

- Schnelldrehbänke
- Starr-Radialbohrwerke
- Kegelradhobelmaschinen
- Profilfräuserschärfmaschinen
- Läppingmaschinen
- Fräsmaschinen
- Spezialmaschinen

WERKZEUGMASCHINENFABRIK OERLIKON
BÜHRLE & CO.
ZÜRICH-OERLIKON

Schwarzen Mönch zielend; die Herbstzeitlose stand schon auf allen Matten, die Jagd stand bevor, und Ferdinand schlief (wer wußte es besser als ich, die die Matratzen kehrte?) nicht mehr ohne sein Luftgewehr. Ich vergesse auch nicht den Meister, wie er jeweils aufs Bänklein sank und schmunzelnd die gewichsten Schuhe heranzog, nicht die Meisterin, wenn sie bei der großen Wäsche meine abgeschabten Finger sah und mich alsbald, wie zufällig, daran erinnerte, das Mittagessen müsse ja nun bereitet werden. „Göht, machet is e guete Chäufloof!“ Dann das Gesicht Gottliebs, weit draußen im Feld, als ich auf seine Hutte voll Frischgras deutend sagte, dem gebe man auf lateinisch den Namen: pabulum. Das Echo seines Gelächters, in das ich einstimmte, dürfte noch heute in jenen Felsen herummeckern. Am wenigsten vergesse ich die Prinzessin, das freche Dinglein, das mich einmal zutode ärgern und alsbald wieder nach den Weisen des Radios tanzen lassen konnte, lieblich auf dem abgeschabten Kanapee ausgestreckt liegend im Genuß dieser neuartigen Unterhaltung, und mit den Zehen das untere Sofaende noch bei weitem nicht erreichend. Eva Neuweiler.

NOCH ETWAS ÜBER DEN SINN DES SCHÖNEN — VON EINEM THEOLOGEN.

Weil Krieg ist und weil wir von ihm langsam etwas zu spüren bekommen (durch Rationierung und andere störende Dinge) deshalb müssen wir mehr über den Sinn des Schönen sprechen. Das Schöne ist ja nicht nur da, damit wir es sehen. Wir sollen auch darüber nachdenken, es verinnerlichen, so, daß es unseren Charakter formt und umgestaltet. Das Schöne in uns, als bleibende Kraft — die unser Leben bestimmt . . .

Wir denken jetzt viel an das Brot und an all das, mit dem uns der Krieg auf den Leib rückt. Wir haben Angst vor dem kommenden Hunger — wohl mit Recht — und all diese Dinge machen uns nervös. Wenn wir an das Schöne denken, dann gibt uns die Erkenntnis eine große, innere Ruhe, daß das Schöne in irgend einer Form, auch durch den Krieg hindurch, bestehen bleibt. — Auch auf den Trümmern einer Stadt können Blumen wachsen . . . Solange die Erde steht, wird dem eisigen Winter ein zart erwachender Frühling folgen. Kein Bombardement kann die Gletscher und Felsen unserer Berge verunstalten und die Wolken und der Abendhimmel, die Sternennacht und die Melodien des Windes, die Blütenbäume und die Träume der Liebe . . . sie hören nicht auf, zu sein.

Auch die Schönheit der menschlichen Sprache kann der Krieg nicht vernichten und ängstlich fragende Kinderaugen wird es auch nach dem Krieg noch geben . . .

Ja, alle Kunstwerke, die in Häusern und Museen aufbewahrt sind . . . die ehrwürdigen Kathedralen, die Rathhäuser, die Straßen und die Quais unserer Städte, sie können durch Bomben in Staub und Asche zerfallen . . . aber das Kunstwerk, das noch unvollendet im Herzen

eines Menschen schlummert — vielleicht bleibt es bestehen!? Die Brutalität des Krieges zwar tötet das feinste Empfinden im Menschen — und trotzdem — es kann auch dann noch Menschen geben, die das Schöne in einem reinen, tiefen Herzen bewahrt haben. — Ich glaube es.

Ich möchte nun den törichtesten Versuch machen, theologisch über das Schöne zu sprechen. Theologie hat ja zunächst sehr wenig mit dem Schönen zu tun. Denn da redet man vom Menschen als einem Sünder: also recht häßliche Dinge. Und dann redet man wieder soviel von Gott, daß es auch für das ästhetische Empfinden unangenehm wird.

Ich glaube aber, daß das Schöne sehr viel mit Gott zu tun hat. Wohl nicht im naiv kindlichen Sinne, daß all das, was ich schön finde, göttlich sein soll. Aber ich bin gern ein Kind, das glaubt, das wirklich Schöne komme von Gott. Alles Gute kommt von Gott. Bei Gott ist das Schöne und das Gute nicht getrennt. Nur bei uns Menschen fällt das auseinander, was zusammengehört. Deshalb, weil unser Auge nicht mehr rein und ursprünglich ist, und weil der innere und der äußere Mensch bei uns nicht mehr eins sind. Und da wir nur den Zerfall des äußeren Menschen sehen und nicht an den wahren, inneren Wert des Menschen denken, deshalb verwelkt für uns alles Schöne, wie die Blumen des Feldes. Und so, wie wir die Blumen von dem Ort, wo sie wachsen, wegnehmen und ihnen Wasser geben, damit sie nicht zu schnell verwelken; so haben wir das Schöne weggenommen von seinem ursprünglichen Ort, um es künstlich zu erhalten. Es gibt aber einen Ort, wo das Schöne nicht verwelkt. Da wo wahre Kunst ist — in einem Gedicht, in einem Gemälde —, da geht uns eine Ahnung auf von dem wirklich Schönen (das was objektiv schön ist) und von seinem Sinn. Da werden unsere tiefsten Saiten angeschlagen und wir spüren etwas von dem Heimweh des verlorenen Sohnes, der sich nach dem Hause des Vaters zurücksehnt. Wahre Kunst aber entsteht ja immer nur da, wo im schaffenden Menschen das innere Leben die äußere Form bestimmt und verwandelt. Aber wir müssen gar nicht in Museen und Konzerte gehen, um das wahrhaft Schöne zu sehen und zu hören: Wir können es auch auf der Straße entdecken. Ein Menschenantlitz, das noch so sehr verunstaltet und häßlich sein mag, kann durch das Hindurchleuchten einer erneuerten, reinen Seele zu einem Ausdruck des Schönen werden. Und diese Kraft, die von innen herauskommt, sie kommt von Gott. Sie nimmt auch den letzten, schmutzigsten Scherben einer zerbrochenen Welt und gibt ihm eine neue Form. Sie kann aber auch in einem ganz unästhetischen Leben „die Landschaft verändern“. Auch der Krieg vermag sie nicht aufzuhalten, wenn sie in einem Menschen durchbricht.

Und ich möchte mehr über den Sinn des Schönen nachdenken und auch die Poesie ganz in meine Theologie hineinnehmen, weil ich sehe, was uns alle in diesen Krieg hineingestürzt hat: Wir Menschen sind in unserem tiefsten Empfinden — auch im ästhetischen — von Gott abgefallen und deshalb ist auch unser Verstand von der göttlichen Ordnung

der Dinge abgewichen. Der Zweifel ist der Vater der Sünde; aber ihre Mutter ist die Verstimmung des Gemüts. Verstimmung ist da, wo das Letzte und Tiefste im Menschen tot ist: der Wille und die innere Kraft zu lieben. Wo aber die Liebe in einem Menschen stirbt, da hat auch das Schöne keinen Platz mehr. Wie die Liebe, so kommt auch das Schöne von Gott. Es ist ein Mittel in seiner Hand, um den ästhetischen Menschen anzuziehen und zu führen. Durch das Schöne möchte Gott ihn auf die Spur des Guten zurückbringen. Wo aber dieser verlorene Sohn nicht von sich aus sich aufmacht, da der Vater ihm doch entgegengeht, indem er Mensch wird in Jesus Christus, da hat auch die Musik aus dem Hause des Vaters keinen Sinn mehr.

Sami Melchert, cand. theol.

POLY-ECKE

Studienreform am Poly?:

ARBEITER UND AKADEMIKER.

Das Verhältnis, oder wie es oft richtiger heißen würde, Mißverhältnis zwischen Arbeiter und Akademiker betrachte ich von dem mir am nächsten liegenden Standpunkt des Maschineningenieurs aus.

Der im letzten Z. St. erwähnte Fall von Unfähigkeit eines Betriebsingenieurs dürfte insofern einen Sonderfall darstellen, als in einem gut geführten Betrieb ein so ungeeigneter Mensch nicht jahrelang sein Unwesen treiben kann, sondern vorher an einen ungefährlicheren Platz versetzt wird. Tatsache aber ist, daß dem Akademiker in der Werkstätte von vornherein Mißtrauen entgegengebracht wird. Der Arbeiter beobachtet scharf, was der weißbemanterte Herr tut, wie er ein Werkzeug anpackt usw. Wenn er sich dabei dumm anstellt und dazu im Umgang mit dem Arbeiter noch in einen arroganten Ton verfällt, so ist das Urteil über ihn gesprochen. Es ist klar, daß in einem solchen Fall von einer ersprießlichen Zusammenarbeit keine Rede sein kann. Wie soll hier Abhilfe geschaffen werden?

Ich sehe ab von Erwägungen materieller Art, obschon oft genug finanzielle Verhältnisse den Grund zu Spannungen und Ressentiments bilden; die Fragestellung soll sich nur auf den Akademiker als Mensch und Vorgesetzten beziehen.

Es wurde der Vorschlag gemacht, den an der Hochschule dargebotenen Stoff zu beschränken; dafür sollten „die Herren Professoren einen Teil ihrer Zeit den zukünftigen Beziehungen ihrer Studenten mit dem Volk . . . widmen“. Theoretisch ist dies vollkommen richtig; bei nüchterner praktischer Betrachtung zeigen sich aber doch verschiedene Schwierigkeiten. Beim heutigen Stand der Technik muß dem zukünftigen Ingenieur ein gewisses Maß von Tatsachen mitgeteilt werden, und wäre es auch bloß „informativ“; ich glaube nicht, daß man sich hier weiter einschränken sollte (auf eine andere Möglichkeit der Zeiteinsparung im Unterricht komme ich später zu spre-

chen). Dazu kommt aber, was noch fast wichtiger ist, daß ein in seiner Wissenschaft aufgehender Professor sehr wahrscheinlich nicht gewillt und gar nicht in der Lage ist, seine Vorlesungen auf das soziale Gebiet auszudehnen. Auch schätze ich den Wert solcher Exkurse für den Studenten, weil von auf diesem Gebiet nicht maßgebender Seite kommend, nicht allzuhoch ein.

Grundlegend für ein gutes Verhältnis zwischen Arbeiter und Akademiker ist in erster Linie Vorurteilslosigkeit und die Bereitschaft, einander verstehen zu **wollen**. Diese Einstellung kann beim Akademiker nicht durch Vorlesungen eingepflanzt werden, sondern muß wenigstens im Keim von der Kinderstube her vorhanden sein. Gefördert wird sie — im besondern beim Masch. ing. — durch die Praxis, und zwar Praxis als Arbeiter oder wenigstens „Praktikant“ unter Arbeitern, nicht als „Volontär“, der im Betrieb jedermann im Wege steht. Praktische Tätigkeit ist das einzige Mittel für den Ingenieur, die berufliche Arbeit seiner Untergebenen anerkennen zu können; eine Arbeit kann nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn man etwas ähnliches schon selbst getan hat. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder Masch. ing. Spezialist im Schneiden von doppelgängigem Flach-Innengewinde sein muß!

Im folgenden möchte ich einige Anregungen für eine bessere Gestaltung des Studiums an unserer Abteilung machen, besser hinsichtlich der Förderung der Beziehungen zwischen Ingenieur und Arbeiter:

1. Vereinheitlichung, „Rationalisierung“ des Unterrichts durch vermehrte Zusammenarbeit der Professoren untereinander. Wir müssen **Tatsachen** kennen; weniger wichtig ist, zu wissen, daß ein und dieselbe Tatsache auch mit andern Zeichen formuliert werden kann. Doppelspurigkeiten sollen möglichst vermieden werden.

2. Die dadurch freiwerdende Zeit wird ausgefüllt durch Vorlesungen über Arbeitswissenschaft und Psychologie, sowie Anlernkurse, die verbindlich erklärt werden als Vorbereitung auf

3. das Praxisjahr, das nach dem 4. oder 6. Semester obligatorisch eingeschoben wird. Dazu ist das Entgegenkommen der Industrie nötig, die genügend Praxisstellen zur Verfügung stellen soll. In dieser Praxis muß der Student einem intelligenten Berufsarbeiter zugeteilt werden, der ihm die nötigen Anleitungen zu vernünftiger Arbeit gibt. Der Arbeitsausfall des „Lehrmeisters“ wird sich später durch höheren Wirkungsgrad der Ingenieurtätigkeit mehrfach bezahlt machen.

Auf diese Weise könnte sich der zukünftige Ingenieur nicht nur handwerkliche Fähigkeiten aneignen, sondern er würde auch durch den persönlichen Kontakt die Denkart des Arbeiters kennen lernen. Unerläßlich aber ist, das möchte ich zum Schluß nochmals betonen, die klare Einsicht jedes einzelnen, daß sowohl innerhalb eines Betriebes wie im ganzen Volk nur Zusammenarbeit zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels führt.

Emil Steiner III A.

Wettbewerb zum Thema:

Eidgenössische Verpflichtung

Um es dem „Zürcher Student“ zu ermöglichen, in nächster Zeit eine Anzahl besonders guter Beiträge angemessen zu honorieren, sind der Redaktion Mittel für einen *Artikel-Wettbewerb* zur Verfügung gestellt worden.

Teilnahmeberechtigt sind immatrikulierte Schweizer Studenten und Studentinnen der ETH. und der Universität Zürich, sowie

Schweizer Akademiker, die an einer dieser beiden Hochschulen nach dem 1. Januar 1941 abgeschlossen haben.

Es sind Preise von Fr. 50.—, 30.— und 20.— im Gesamtbetrag von Fr. 800 vorgesehen.

Umfang: 3—5 Druckseiten.

Die besten Aufsätze werden im Wintersemester 1942/43 im „Zürcher Student“ publiziert. Die Arbeiten sollen bis zum 15. September 1942 an die Redaktion des „Zürcher Student“ eingereicht werden. In besonderen Fällen (militärdienstliche Beanspruchung über die Sommerzeit) wird von der Redaktion eine Fristverlängerung bis zum 1. Januar 1943 bewilligt. Sie ist auch zu andern Auskünften bereit.

Die Jury wird aus Dozenten beider Hochschulen zusammengesetzt.

Themen: Die Sendung des Kleinstaates, grundsätzlich oder geschichtlich betrachtet.

Ewigkeitswerte im schweizerischen Staat.

Inwiefern ist die heutige Zeit geeignet, das eidgenössische Bewußtsein zu stärken?

Was ist ein Defaitist?

Zusammenhänge zwischen politischer und geistiger Freiheit.

Die Rechtsidee und das Dasein der Schweiz.

Die soziale und politische Verantwortung des Einzelnen in der Demokratie.

Die besonderen sozialen und politischen Verpflichtungen des berufstätigen Akademikers in der schweizerischen Demokratie.

Die besonderen Möglichkeiten und Verpflichtungen des Studenten im Aktivdienst.

Der Eigenwert der schweizerischen Kantone.

Die politische und kulturelle Bedeutung der schweizerischen Gemeinde.

Gruppen- und Parteiextremismus als Hemmung nationaler Abwehrkraft.

Die politischen und kulturellen Funktionen des Privateigentums in der Gemeinschaft.

Wie kann der Student und Akademiker das Verständnis unter den sozialen, sprachlichen oder konfessionellen Gruppen unseres Volkes fördern?

Vorschläge für die Erziehung des Akademikers zum Berufsethos (allgemein oder für einzelne akademische Berufsarten).

Über die Verpflichtung der Technik gegenüber der schweizerischen Landschaft und Tradition.

Spannungen und Aufgaben in der schweizerischen Urproduktion.

Nationaethische Aufgaben des Wohn- und Siedlungsbaues.

Möglichkeiten und Aufgaben der Frau als Hüterin schweizerischer Werte.

Die Redaktion.

Thema: DUTTWEILER

II.

DIE DENKWEISE EINES POLITIKERS.

Es ist vielleicht allen Teilnehmern an diesem Diskussionsabend irgendwie aufgefallen, wie sich in der dem Vortrage von G. Duttweiler folgenden Diskussion jeder der Interpellanten redlich bemühte, das scheinbar größere Gewicht der Argumente des Referenten, die sich auf eine große Praxis stützten (wie er es wenigstens immer wieder betonte) wettzumachen durch eigene Anstrengungen, sich möglichst an die Wirklichkeit zu halten. Diese Wirklichkeitsnähe wurde bei den Korreferenten aus Mangel an Praxis immer wieder auf rhetorischem Wege geschaffen durch Versicherungen wie: „Wenn wir die Sache in ihrer Realität verfolgen“, oder: „Ich habe dies mit eigenen Augen gesehen“.

Die überlegene Art, mit der Herr Duttweiler an die Dinge heranging, erhöhte das Gefühl nur, man werde nicht ernst genommen, wenn man seine Ideen ausspreche, ohne sie sogleich durch Tatsachen belegen zu können. Vom methodischen Standpunkte aus hätte man das Referat: „Ihre Majestät, die freie Wirtschaft“ ruhig umtaufen können in: „Ihre Majestät, die Praxis“. Und damit hat sich ein großes Problem geöffnet: Die Frage der Betrachtungsweise oder der Denkweise.

Der ganze Vortrag des Herrn Duttweiler (mit Ausnahme der geschichtlichen Einleitung) stand im Zeichen des Empirismus, jener Art der Denkweise, die eine Menge Einzeltatsachen sammelt, um dann durch das Gewicht ihrer Menge einen Satz aufstellen zu können. Auf Grund des Aneinanderreihens von Einzeltatsachen aus der Geschichte der Wirtschaft versuchte er die besten Wege für die Zukunft zu weisen. Er zog logische Schlüsse, von denen die Prämissen in der Vergangenheit liegen, der Schluß aber für die Zukunft gelten soll. Diese Denkweise ist nun richtig für die Naturwissenschaft; denn dort sind Prämissen und Schluß zeitlich nicht voneinander getrennt, sie beziehen sich auf naturwissenschaftliche Vorgänge, in denen wir die Kausalität erkannt haben. Ist nun diese Denkweise, die für die Naturwissenschaft taugt, für die Betrachtung der Wirtschaftspolitik

zulässig? Die Wirtschaftspolitik ist ohne Zweifel ein organischer Bestandteil der Kultur, des geschichtlichen Lebens, der Schicksalshaftigkeit, des Schicksals.

Es ist nun rein unmöglich, durch Diskussion, durch logische Beweisführung oder durch geschichtliche Begründung eine politische Idee als richtig beweisen zu können, sie muß vielmehr erlebt werden. So gewandt uns Herr Duttweiler seine Sache auch vortrug, so hypothetisch ist diese Sache im Grunde.

Fast alle Korreferenten hoben hervor, Herr Duttweiler komme von der Wirtschaft her in das Gebiet der Politik. In der Wirtschaft anerkennt man seine Leistungen, hingegen zweifelt man, ob er deshalb auch in der Politik tüchtig sein müsse. Dieser Zweifel ist allerdings nur halb berechtigt, vom logischen Standpunkte aus. Einerseits ist es ganz richtig, daß man die Gebiete der Wirtschaft und Politik sauber trennt, andererseits ist aber die Schicksalshaftigkeit beiden gemeinsam und wir sahen ja eben, daß Herr Duttweiler eben dieser Schicksalshaftigkeit keine Rechnung trägt in seiner Denkweise.

Eine politische Überzeugung oder vielmehr Grundhaltung ist somit weniger durch den Verstand bestimmt als durch die ganze geistige Haltung des Menschen. Der Intellekt kann wohl Einzelheiten modifizieren und die ganze Haltung vernünftig zu begründen versuchen. Dadurch lassen wir uns aber nicht täuschen.

Aus den angeführten Gründen scheint es mir eminent wichtig zu sein, daß sich besonders ein Führer in der Politik darüber ganz klar ist, daß die vertrauensselige Zuversicht in die Sicherheit des logischen Denkens auf dem Gebiete der Geschichte die größte Gefahr in sich birgt. Denn an Stelle des vorsichtigen Abschätzens der Möglichkeiten tritt dann ein kurzsichtiges Draufgängertum. Dies sei keine Kritik an Herrn Duttweiler, sondern viel eher eine Frage. Und eine weit universellere Frage sei hier an den Schluß gestellt: Inwiefern vermag eine geschichtlich wirksame Persönlichkeit das Schicksal der Gemeinschaft zu bestimmen und aus welcher Quelle schöpft diese Persönlichkeit diese geheimnisvolle Kraft, aus der Sphäre des freien Willens oder aus der dunklen Tiefe der eigenen Schicksalsgebundenheit?
Arthur Gloor, phil I.

Korrigenda: Im Artikel „Vom sozialen Kapital“ der letzten Nummer hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen: Auf Seite 53 oben soll es heißen: „... solange es aber funktionierte, könnte es nichts anderes sein als eine wirtschaftliche Autokratie (nicht Autarkie!!!) mit dem in neuerer Zeit üblichen plebiszitären Einschlag.“

STUDENTENHEIM AN DER ETH.

Das Studentenheim wird ab Sonntag, den 19. Juli 1942 geschlossen. Während der akademischen Sommerferien bleiben wie üblich nur der 1. Stock und die Terrasse an den Werktagen von 9 Uhr bis 18 Uhr (am Samstag nur bis 14 Uhr) geöffnet. Wiederaufnahme des Wirtschaftsbetriebes am Dienstag, den 15. September 1942.

AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH

RÜCKBLICK AUF DAS SOMMERSEMESTER 1942.

Der Zürcher Hochschulsport ist mit dem Sommersemester 1942 in eine neue Entwicklungsstufe eingetreten. Die neue Hochschulturnhalle auf der Wässerwiese ermöglichte eine Erweiterung des Stundenplanes des ASVZ auf 67 Wochenstunden gegenüber 31 Stunden des Wintersemesters 1941/42. Durch die Inbetriebnahme der Hochschulturnhalle wurde ferner erstmals die Möglichkeit geboten, den verschiedenen Fakultäten und Abteilungen der Universität und der ETH besondere Stunden einzuräumen. In erfreulicher Weise stieg der durchschnittliche Besuch der Turnstunde von 17,5 Teilnehmern des Wintersemesters 1941/42 auf 19,5 Teilnehmer im Sommersemester 1942. Wenn einmal in den Stundenplänen der Fakultäten und Abteilungen eine oder zwei Stunden in der Woche für das Turnen beim ASVZ freigehalten werden können, wird die Frequenz der Turnstunden zweifellos noch wesentlich zunehmen.

Die nachfolgende Statistik gibt einen knappen Überblick über die Frequenz:

Besucherzahl total	5886 (WS. 1941/42: 4682)
Fakultätsturnen	1400 = 22 %
Allgemeines Turnen	3026 = 54 %
Vereine	429 = 7 %
Studentinnen	359 = 6 %
Wettkämpfe	666 = 11 %

Der durchschnittliche Wochenbesuch zeigt die erfreuliche Entwicklung der letzten drei Semester:

	Durchschnitt	Maximum	Minimum
Sommersemester 1941	247	450	80
Wintersemester 1941/42	313	526	206
Sommersemester 1942	673	828	451

Die Stabilität des Besuches war im Sommersemester 1942 ebenfalls sehr zufriedenstellend. Während früher die Besucherzahl nach Semestermitte jeweils stark sank, war dies im Sommersemester 1942 kaum der Fall, indem der Mai 717 und der Juni 696 Teilnehmer aufwies. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß vor allem das fakultätsweise Turnen während des ganzen Semesters sehr stabil blieb.

Die Wettkämpfe stehen im Zürcher Hochschulsport auf erfreulicher Stufe. Bei den Schweizerischen Hochschulmeisterschaften Ende Juni zeigte sich vielfach eine schöne Überlegenheit der Studierenden der ETH und der Universität Zürich gegenüber den Kommilitonen der andern Hochschulen.

TURNEN IN DEN SOMMERFERIEN 1942.

Der ASVZ führt während der kommenden Sommerferien, d. h. vom 20. Juli bis 10. Oktober 1942 folgende Übungsstunden durch:

Dienstag, 18 bis 20 Uhr, Hochschulturnhalle, Studenten;

Mittwoch, 18 bis 20 Uhr, Hochschulturnhalle, Studenten und Studentinnen (Spiele);

Freitag, 18 bis 20 Uhr, Hochschulturnhalle, Studenten.

WINTERSEMESTER 1942/43.

Das Programm, das in großen Zügen vorbereitet ist, sieht vor allem einen weitem **Ausbau des fakultätsweisen Turnens** vor. Die Randstunden

sollen dadurch etwas entlastet und vor allem für die Spiele freigehalten werden. Auch die **Korbballmeisterschaft**, die im letzten Winter schon 16 Mannschaften aufwies, soll weiter ausgebaut werden. Es ist vorgesehen, zwei Kategorien zu schaffen, damit die weniger spieltüchtigen Mannschaften unter sich Spiele austragen können. — Dem **Schwimmen** wird ebenfalls vermehrte Bedeutung beigemessen. Sofern die technischen Möglichkeiten es zulassen, soll an allen Wochentagen von 7 bis 8 Uhr vormittags eine Schwimmstunde durchgeführt werden. Neben dem Anfängerschwimmen und einem Crawlkurs sollen Wettkämpfer und Springer ausgebildet werden; als Neuerung ist die Vorbereitung der Studierenden auf das Examen als Lebensretter vorgesehen. — Der **Waldlauf** wird wie bis anhin über Mittag in den Wäldern des Zürichbergs ausgetragen und soll nicht nur Wettkämpfer und Skifahrer auf die Winterhochschulmeisterschaften und die Waldlaufmeisterschaften vorbereiten, sondern möglichst viele Studenten für einige Stunden an die frische Luft bringen. — Das **Skifahren** sieht neben der Ausbildung in Kursen und Lagern die Bildung einer kleinen Wettkampfgruppe vor.

Resultate des Studentenbuden-Wettbewerbes.

An dem von der Studentenschaft der Universität, dem VSETH und dem VSS gemeinsam durchgeführten Wettbewerb „Wer besitzt die am geschmackvollsten eingerichtete Studentenbude?“ beteiligten sich 36 Studierende. Diese Teilnehmerzahl entsprach nicht ganz den Erwartungen; merkwürdigerweise blieben die Kommilitonen des 2. und 4. Semesters dem Wettbewerb fast ganz fern. Die meisten der jüngeren Semester sahen die Notwendigkeit einer geschmackvoll eingerichteten Studentenbude (noch?) nicht ein, oder sie hatten ganz einfach Hemmungen, ihre Zimmer, deren Ausstattung sie zum vornherein als zu einfach beurteilten, den kritischen Augen einer Jury zu zeigen. Wie eine kleine Rundfrage ergab.

Herrn Arch. Streiff und den drei Fachvertretern der Jury, die an zwei heissen Nachmittagen zusammen mit drei Studenten am Zürichberg herumkletterten und die Buden inspizierten, sei an dieser Stelle für ihre Mitarbeit nochmals gedankt. Die fünf ausgesetzten Preise zu Fr. 20.— wurden ohne Aufstellung einer Rangliste folgenden Studierenden zugesprochen:

Silvia Scheurmann, med. dent.
Margrit Bühler und Lilly Egg, med.
Felix Schwarz, arch.
Gaudy Gianpeter, arch.
Harold Lincke, phil. II.

Von den vielen Einzelheiten, die der Jury bei der Beurteilung der Zimmer aufgefallen sind, seien folgende erwähnt:

Eine Sperrholzplatte mit daran befestigten bunten Gegenständen als Zimmerschmuck. — Blumen, die auf dem Kasten nicht in der Mitte, sondern in dessen Ecke standen. — Eine selbst hergestellte und bemalte Holztruhe, in der Radio und Grammophon eingebaut waren (wie überhaupt die Tatsache, daß erstaunlich viele Studenten ihre Möbel selber schreinern). — Ein bemalter Wandbehang (Stoff), mit Motiven aus der Manesse-Handschrift — die Tatsache, daß manche Studenten billige Zimmer (zu 25 und 35 Fr.) mieten und mit dem verbleibenden Geld schöne Bilder, Kissen oder andere Einrichtungsgegenstände kaufen. — Farbige bemalte Lampenschirme (aus Pergament), die außerdem nicht langweilig-nüchtern in der Zimmer-

mitte, sondern z. B. über dem seitlich gestellten Arbeitstisch hingen (was außerdem die Stehlampe ersetzt). — Bilder, die an den leeren Flächen der Zimmer- und Kastentüren aufgehängt waren. — Alte Spiegel, die aus einem altmodischen Rahmen einfach herausgenommen waren und auf diese Weise fast wie neue wirkten. — Ein mit Wellkarton überzogener Kasten, wodurch dessen häßliche Farbe verdeckt war — die Unterteilung von vielen Studentenbuden in Wohn- und Arbeitsecke usw.

Im nächsten Heft des „Zürcher Student“ wird ein Mitglied der Jury seine Eindrücke noch vom Standpunkt des Fachmanns wiedergeben.

Das

OFFICE D'ART ET CULTURE

des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften (VSS) veranstaltet in den kommenden Sommerferien:

1. Ein kulturelles Ferienlager in **Sonogno** (Verzascatal). Fremdsprachkurse, Vorträge, Exkursionen usw.

Kosten: Fr. 55.— für 2 Wochen, Fr. 75.— für 3 Wochen, alles inbegriffen. (Der Zeitpunkt stand bei Redaktionsschluß noch nicht fest.)

2. Anlässlich des „Musiksommers in Gstaad“ vom 6. bis 15. August ein Studentenlager.

Kosten: Fr. 100.— (für Unterkunft und volle Verpflegung während 10 Tagen, Eintritt in 6 Symphoniekonzerte, 6 Generalproben mit Erläuterungen und 9 Vorträgen mit Orchesterbeispielen).

Es spielt das Stadtorchester Winterthur unter Leitung von Dr. Hermann Scherchen.

Jede weitere Auskunft durch den VSS, ETH 44a.

*

MUSIKALISCHES FERIENLAGER IN GSTAAD.

Wir können heute auf eine Ferien-Veranstaltung hinweisen, die gewiß bei den Studenten das allergrößte Interesse erwecken wird.

Im Rahmen des „Musiksommers“ findet in der Zeit

vom 7. bis 15. August ein musikalischer Ferienkurs

statt, der dem höchst interessantesten und instruktivsten Thema

„Geburt und Vollendung der klassischen Symphonie“

gewidmet ist. Musikalischer Leiter und zugleich Referent des Kurses ist der Winterthurer Dirigent **Dr. Hermann Scherchen**, dessen ausgezeichnete Künstlerschaft und zugleich höchst lebendige Art, Musik zu erklären, bekannt ist. Ausführende sind das Winterthurer Stadtorchester und erste Schweizer Solisten.

Der Kurs selbst umfaßt sechs große Symphonie-Konzerte, sechs Generalproben mit Erläuterungen und neun Vormittagsvorträge, in denen Dr. Scherchen das Werden der Symphonie und die Vorgänger der Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven behandelt. Die Teilnahme an diesem Kurs bietet gerade der studierenden Jugend — Musikern von Fach wie überhaupt allen Musik-Interessierten — die Möglichkeit eines selten intensiven Einblicks in Musik und Musikgeschichte.

Für Studierende wird in Saanen, in unmittelbarer Nähe von Gstaad,
ein Ferienlager

eingerrichtet, in dem die Teilnehmer (auf Strohlagern) mit voller Verpflegung zu dem pauschalen Preis von Fr. 55.— für zehn Tage untergebracht werden. Der Kursbeitrag wird für die Teilnehmer des Ferienlagers auf

Fr. 45.— ermäßigt, so daß die Gesamtkosten Fr. 100.— (exklusive Reise) betragen.

Interessenten melden sich beim Bureau des Musiksommers in Gstaad oder durch direkte Einzahlung des Kursbeitrages von Fr. 45.— per Adresse Spar- und Leihkasse Thun, Postcheck III 15, Bern, mit dem Vermerk „betrifft Musiksommer Gstaad, Musiklager“.

H. C.

FERIENKURSE FÜR ITALIENISCH IM TESSIN.

Die im April in Lugano abgehaltene Schweizerische Hochschultagung zeigte mit aller Deutlichkeit, wie wichtig es ist, enge Verbindungen zwischen den Schweizern diesseits und jenseits des Gotthards zu pflegen. Dies ganz besonders in den heutigen Zeiten, wo die nationale Einheit der Schweiz in die Welt hinaus leuchten muß, um zu zeigen, daß wir trotz verschiedener Rassen, Sprachen und Konfessionen zusammenleben und zusammenarbeiten, weil wir uns gegenseitig vorurteilslos kennenlernen können. Für ein wirkliches Sich-näher-Kommen müssen wir aber die Sprachen aller unserer Mit-eidgenossen kennen. Sind diese nicht unüberwindbaren Schwierigkeiten einmal überwunden, dann wird es ein fruchtbares Zusammenwirken geben können, und das Eindringen in die Schönheiten der Kunst und der Kultur derer, die wir kennen wollen, steht uns offen.

Zum sich kennen gehört auch der persönliche Kontakt dort, wo der andere lebt. Von der gleichen Luft müssen wir atmen, die gleichen Freuden müssen wir genießen, die gleichen Unannehmlichkeiten müssen wir ertragen, so können wir zur völligen Harmonie der Gedanken und der wichtigen Ideen gelangen, neben der äußerlichen Einigkeit zur innern Einheit.

Aus diesen Gründen wird mit der Unterstützung des eidg. Departements des Innern, unter dem Patronat der kantonalen Erziehungsdepartemente des Tessins und der Mitwirkung des Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften ein

Kurs für italienische Sprache und Literatur

für Deutsch- und Welschschweizer, vom 27. Juli bis 14. August 1942 in der Scuola Magistrale Cantonale a Locarno abgehalten.

Damit verbunden wird der

dritte Kurs für nationale Erziehung im Tessin.

In diesem dreiwöchigen Kurs wird in kleinen Klassen unterrichtet, verbunden mit praktischen Übungen in Phonetik, Grammatik, Aussprache und Lektüre erteilt, daneben in Vorträgen orientiert über die Literatur, die Kunst, die Flora, die Geschichte, die Wirtschaft, die Bibliographie und die Dialekte des Tessins. Verantwortlicher Leiter dieses Kurses ist Herr Prof. Guido Calgari, Direktor des Kant. Lehrerseminars in Locarno. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an Scuola Magistrale Cantonale die Locarno. (Tel. 595).

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“: Arnold Künzli, cand. phil., Waffenplatzstraße 48, Zürich 2, Tel. 5 73 72, zu richten.

Für den Inseratenteil verantwortlich:

Trottmann, phil. I, Turbenthal.

Gedanken über Kultur und Lebensführung

VON DR. PAUL SCHMID

Unter diesem Titel sind die schönen Vorträge, die Dr. Paul Schmid im Studio Zürich gehalten hat, als kleine Broschüre erschienen. 48 Seiten. Oktav. Preis broschiert Fr. 1.85. Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG, Zürich, Wolfbachstraße 19.



Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Major R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

S. KISLING & CIE. AG.

ZÜRICH 1

(b. Helmhaus)

LIMMATQUAI 30

Telephon 27260

VERBINDUNGS-ABZEICHEN
MEDAILLEN
BIERZIPFEL

stellen her

LOUIS MEYER & Co.

ZÜRICH 5

Limmatstr. 28 - Tel. 322 02



Rüegg-Naegeli Bahnhofstrasse 22

BIELLA

— Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen Biella

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft



A. Z. Herrn
(Zürich) **Fräulein**

Tit. Zentralbibliothek, Predigerplatz
Zürich



„Winterthur“ Lebensversicherungs-Gesellschaft

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde

Instrumentenkasten Modell Prof. Dr. M. Spreng
für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie

A. KOELLIKER & Co. A.G. ZÜRICH

BASEL

BERN

LAUSANNE

ST. GALLEN